

## bescheuert

Bürokratische Hürden erschweren den Umstieg vom Bachelor- ins Masterstudium. **8**

## besetzt

Studierende protestieren gegen die bulgarische Regierung. **15**

## bewegt

Kulturwissenschaftlerin Sara Ahmed zweifelt am Glück. **24**

## begeistert

Thees Uhlmann singt gerne in und über Wien. **32**

# Alle schweigen

**Sexuelle Belästigung an Hochschulen wird oft nicht ernst genommen.**

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO, 73





# HEIMFÖRDERTOPF

*Unterstützung für Heimvertretungen*

Verwirkliche dein Projekt in der Heimvertretung.  
Alle Infos zum Heimvertretungstopf unter

[www.oeh.ac.at/heimfoerdertopf](http://www.oeh.ac.at/heimfoerdertopf)  
[sozialreferat@oeh.ac.at](mailto:sozialreferat@oeh.ac.at)



## Cover

Sexuelle Belästigung auf der Uni haben viele Studierende schon erlebt. Geredet wird darüber aber selten. Das wurde auch unseren Autorinnen während ihrer Recherche schnell klar. Viele der Interviewpartnerinnen, die sich vertraulich an sie gewandt hatten, haben ihre Stellungnahmen trotz angekündigter Anonymisierung wieder zurückgezogen. Die Furcht vor möglichen Konsequenzen, wie etwa einer unfairen Beurteilung, dem Verlust des Betreuungsplatzes bei Abschlussarbeiten oder Assistenzstellen, oder gar vor weiteren Belästigungen ist allgegenwärtig. Dennoch haben einige Betroffene ihr Schweigen gebrochen und den Autorinnen von unterschiedlichen Grenzüberschreitungen erzählt.

## Bildung

**08 MASTERDESASTER.** Eines der viele Versprechen von Bologna war die Erleichterung des Wechsels nach dem Bachelor in den Master einer anderen Studienrichtung. In Österreich sieht die Realität anders aus.

**10 INSELN DER SELIGEN.** Pakistan setzt große Hoffnungen in seine Universitäten. Ferdinand Ferrol und Lukas Klingan haben sich vor Ort über den Alltag der Studierenden informiert.

**12 WAS WÜNSCHST DU DIR FÜR DEINE UNI?** Fünf Studierende erzählen, was sie an ihrer Uni gerne ändern würden.

## Politik

**14 WAS VOM JASMINDUFT GEBLIEBEN IST.** Drei Jahre nach der Revolution wirft Jan Marot einen Blick auf die politische Lage in Tunesien.

**15 EINE PLURALISTISCHE BEWEGUNG.** Mona El Khalaf hat mit einem der bulgarischen Uni-BesetzerInnen über die Proteste im ärmsten EU-Land gesprochen.

**16 UNVERSICHERTES AMERIKA.** Dominik Wurnig berichtet aus Amerika über den Zankapfel Obamacare.

**18 SHORT BITES.** Infos abseits des Mainstreams.

## Dossier

Eine Business School zeigt Unternehmen, wie sie uns Emotionen verkaufen können, Millionen Menschen suchen im Internet nach Romantik und Intimität, eine feministische Theoretikerin stellt sich mit Überzeugung dem Glück in den Weg und deprimierte SerienheldInnen und Romanfiguren rennen zum Psychiater. Welche gesellschaftlichen Dynamiken dahinter stecken, dass wir uns heute zunehmend mit Affekten und Gefühlen beschäftigen, fragen wir im Dossier.

**20 GEFÜHLSDUSELEI.** Die komplizierte Welt der Gefühle in sechs kompakte Boxen verpackt.

**21 MARKT DER EMOTIONEN.** Vinzent Rest hat mit Niels Jensen von der KAOSPilot Business School in Dänemark über „Experience Design“ gesprochen.

**22 ROMANTIK ZWISCHEN SUCHFILTERN.** Verändert Online-Dating das moderne Liebesleben? Eine Reportage von Georg Sattelberger.

**24 SICH DEM GLÜCK IN DEN WEG STELLEN.** Über affektive Ökonomien, die Bedeutung der Trauer und das Problem mit dem Glück hat Veronika Siegl im Interview mit der Feministin Sara Ahmed gesprochen.

**26 EINE DEPRESSION IST EIN FUCKING EVENT.** Auf den Spuren von Manie und Macken durchstreift Simone Grössing die Popkultur.

## Feuilleton

**28 VON DER STRASSE INS ATELIER.** Paul Busk und Lucia Friedrich sind zwei der wichtigsten KünstlerInnen der wachsenden österreichischen Street Art-Szene.

**30 WIR SIND BOSSY BITCHES.** Tegan and Sara haben es endlich nach Wien geschafft. Wir waren live dabei und haben ihnen gleich ein paar Fragen gestellt.

**31 ZUNGENKREBS REIMT SICH AUF LUNGENKREBS.** Eine literarische Neuerscheinung hat es allen angetan. Auch unsere Autorin liebt Stefanie Sargnagel.

**32 WIEN IST ALLES.** Indierocker Thees Uhlmann mag Wien nicht nur wegen dem Bier, erzählt er im Interview.

**34 VERHÄRTETE FRONTEN.** Bloggerin Brigitte Theißl hat einen Blick auf die aktuelle Prostitutionsdebatte in Österreich und Deutschland geworfen.

# Editorial

## Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Produktionsprozess einer *progress*-Ausgabe ist eine emotionale Achterbahnfahrt: Vorfreude auf die Redaktionssitzung, ein kreativer Schub bei der Themenauswahl, Freude, Enttäuschung oder gar etwas Wut beim Redigieren, Ehrfurcht, Staunen und Lachen beim Sichten der Fotos, Aufregung vor und Anspannung während dem Produktionswochenende, das mit einer wohligen Erschöpfung endet, wenn die Ausgabe im Druck ist. Liegt das frischgedruckte Exemplar dann nach einer nervösen Woche endlich im Postkasten, setzt so etwas wie Verliebtheit ein (oder Verzweiflung, wenn wir doch noch einen Fehler finden). Beim Dossier, das sich mit der Ökonomie der Emotionen auseinandersetzt, haben wir ein ganz gutes Gefühl.

Ein wenig traurig macht uns aber, dass das *progress* nach einer etwas längeren Winterpause erst wieder im März erscheinen wird. Das ist aber kein Grund, gleich in Tränen auszubrechen: Auf unserer Webseite *progress-online.at* werden auch in der Zwischenzeit Artikel erscheinen. Um eure Zuneigung zum *progress* auszudrücken und auf dem Laufenden zu bleiben, könnt ihr uns auf *facebook* liken und auf *twitter* (eurem Herzen) folgen.

Hoffentlich habt ihr nicht zu viele gemischte Gefühle beim Lesen. Wir wünschen euch schöne Feiertage!

Eure *progress*-Redaktion

## Impressum

**progress**

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

**Ausgabe 06/2013**

Erscheinungsmonat: Dezember

**Medieninhaberin:** Österreichische Hochschüler\_innenschaft, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

**ChefInnenredaktion:** Joël Adami, Anna Ellmer, Simone Grössing

**AutorInnen dieser Ausgabe:** Marlene Brüggemann, Florian Bohinc, Mona El Khalaf, Anna Ellmer, Ferdinand Ferrol, Vanessa Gaigg, Alexander Gotter, Lisa Grabner, Simone Grössing, Kati Hellwagner, Niklas Hintermayer, Lukas Klingan, Rita Korunka, Oona Kroisleitner, Katja Krüger, Margot Landl, Magdalena Liedl, Hannah Lühmann, Jan Marot, Julia Prummer, Vinzent Rest, Georg Sattelberger, Veronika Siegl, Brigitte Theißl, Dominik Wurnig

**Cover:** Joanna Pianka

**Dossier:** Janina Kepczynski

**Seite 7 und 27:** Eva Engelbert

**Seite 13:** Yanne Golev

**Lektorat:** Mirjam Pot, Marlies Weissinger

**Layout:** T. Jenni, J. Kolda

**Grundlayout:** R. Radschopf, E. Riedmann

# Als wäre ein Professor mehr wert als ich

**Ein Professor, der seine Studentin auf einen gemeinsamen Kurzurlaub einlädt; ein Lektor, der seine Seminarteilnehmerin plötzlich küssen möchte, und ein Arzt, der sich im OP-Saal über den Beziehungsstatus seiner Studentinnen informiert. Sexuelle Belästigung an der Uni hat viele Gesichter; in den meisten Fällen bleibt sie jedoch unbemerkt.**

„Er ist eigentlich sehr beliebt“, erzählt Sophie\*. Die Studierenden mögen ihn, wegen seiner lockeren Art in den Lehrveranstaltungen, er ist lustig und jung – Mitte 30 – und unterrichtet an der Universität Wien. Nach dem Unterricht lädt er die Kursteilnehmerinnen ein, mit ihm etwas trinken zu gehen, und flirtet mit Studentinnen. „Die meisten finden das nett. Ich fand es komisch, dass ein Lehrender ständig danach fragt, ob man gemeinsam fortgeht“, erinnert sich die 24-Jährige an ein Seminar vor mittlerweile zwei Jahren. Als Studentin fühle man sich doch „irgendwie gezwungen“ mitzugehen.

Im Jahr 2012 veröffentlichte die Ruhr-Universität Bochum eine Studie, die 22.000 Studentinnen von 34 höheren Bildungseinrichtungen in Deutschland, Italien, Polen, Spanien und Großbritannien zu den Themen sexualisierte Gewalt, Belästigung und Stalking befragte. In dem EU-Projekt gaben 61 Prozent der Befragten an, während ihres Studiums mindestens einmal Opfer von sexueller Belästigung geworden zu sein. Rund ein Drittel der Frauen schilderte, dass ihnen nachgepfiffen wurde oder anzügliche Bemerkungen gemacht wurden. Knappe 15 Prozent gaben an, dass ihnen jemand auf unangenehme Weise zu nahe gekommen sei.

**MEDIALER TABUBRUCH.** Trotzdem ist sexuelle Belästigung ein an den Unis sowie in den Medien kaum besprochenes Thema. Diesbezügliche Aufregung gab es hierzulande 2009, als in einem profil-Artikel mit dem Titel „Altherrenschwitze“ etwa Heinrich Schmidinger, Rektor der Universität Salzburg, beschuldigt wurde, von 20 bis 30 Fällen von sexueller Belästigung gewusst und es unterlassen zu haben, diese zur Anzeige zu bringen. Die lokale Gleichbehandlungsbeauftragte Daniela Werndl vermutete eine hohe Dunkelziffer an Opfern. Schmidingers Kommentar dazu: „Ich fühle mich persönlich sehr schlecht.“ Genaue Angaben sind laut der Vorsitzenden des Arbeitskreises für Gleichbehandlungsfragen (AKG) an der Uni Salzburg, Siegrid Schmidt, bis heute aus „rechtlichen bzw. Gründen des Datenschutzes nicht möglich“.

Direkt an der Uni ist Sophie nie etwas passiert. Nachdem sie ihre Lehrveranstaltung abgeschlossen hatte, begegnete sie ihrem Lektor zufällig beim Fortgehen im Club – sie erinnert sich, dass er „ziemlich betrunken“ gewesen sei. Miteinander unterhalten haben sie sich nicht. Plötzlich stand er vor ihr und sprach sie mit ihrem Namen an. Er meinte, er würde sie gerne küssen. Sophie hat damals sofort den Club

verlassen und hat sogar über den Lektor gelacht. Sie konnte sich gegen die Anmache „wehren“. Trotzdem war sie froh, dass ein Freund neben ihr stand und die Situation mitbekam. „Er war nicht aufdringlich oder aggressiv. Aber es war mir einfach trotzdem sehr unangenehm“, erzählt sie. Seither hat sie es vermieden, bei diesem Lehrenden Seminare zu besuchen. Sie fühlt sich „komisch“ in seiner Gegenwart. Außerdem fürchtet sie sich vor den Konsequenzen ihrer Ablehnung. „Ich hätte Angst, dass er mir die Abfuhr übel genommen hat und sich das dann auf meine Note auswirken könnte“, meint sie.

Zum Zeitpunkt des Vorfalls hatte die Studentin bereits einige Gerüchte über diesen Lehrenden gehört. Er würde mit jüngeren Studentinnen schlafen, sie beim Fortgehen treffen und dann nach Hause begleiten. „Man weiß ja aber nicht was stimmt, von dem, was erzählt wird“, sagt sie. Als Sophie überlegte, sich beim Institut zu beschweren, war es ein Lehrender, der ihr Unterstützung anbot. „Er meinte aber, dass man wenig machen kann, da ich das Seminar bei besagtem Lehrenden zum Zeitpunkt des Vorfalls schon abgeschlossen hatte.“ Dazu kam, dass dieser nicht im Unigebäude oder in Zusammenhang mit dem Unialltag passiert war und Sophie wollte den



Vorfall nicht dramatisieren – viele Studienkolleg\_innen verteidigten den Lehrenden eher und beschwichtigten, dass das ja alles „auf Gegenseitigkeit basiert“. Sophie ließ von einer Beschwerde ab. „Ich glaube, dass durch seine Jugendlichkeit niemand das trotzdem existierende Machtverhältnis sieht. Es ist nicht dieses klassische Bild von einem alten Professor, der junge Studentinnen angräbt“, sagt sie. „Aber es ist doch schräg, dass ein Lehrender systematisch 20-Jährige anbrät und sich seine Dates über Lehrveranstaltungen checkt.“

**MACHTMISSBRAUCH.** Sexuelle Belästigung ist laut Sylwia Bukowska, Leiterin der Abteilung Frauenförderung und Gleichstellung an der Universität Wien, eine komplexe Angelegenheit. Dabei gehe es immer auch um Macht, weshalb das Thema immer noch stark von Tabuisierung betroffen ist. Eine beträchtliche Rolle spielt auch die nach wie vor gesellschaftlich und medial weit verbreitete Degradierung von Frauen zu Sexualobjekten. Von dem Machtgefälle an der Hochschule weiß auch Katharina Hawlik zu berichten. Sie ist studentisches Mitglied im Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen der Medizin-Uni Wien und stellt fest: „Die Krankenhaushierarchie schlägt sich auch im Alltag vieler Medizinstudentinnen nieder.“ Gerade bei Famulaturen oder im Operationsaal bekämen Studentinnen immer wieder sexistische Kommentare zu hören: „Ich habe es schon erlebt, dass männliche Ärzte ihre Studentinnen vor allen Kolleg\_innen bezüglich ihres Beziehungsstatus ausfragten.“ Die Medizinische Universität trägt laut Hawlik aber nicht primär die Verantwortung für dieses „Dilemma“. Das Hauptproblem seien eben die „hierarchischen Krankenhaussysteme“. „Da Hochschule und Krankenhäuser eng miteinander verbunden sind, müsste die Universität hier aber mehr Sensibilisierungsarbeit leisten.“

Immer wieder kommt es auch zu unklaren Situationen, wenn Ärzte speziell Studentinnen fördern. „Es entsteht ein Graubereich, wo die Intention nicht mehr klar ist“, sagt Hawlik. Gleichzeitig trauen sich die meisten Studentinnen nicht, über das Problem zu sprechen, und melden sich daher nicht bei den Anlaufstellen. „Sei es aus Angst vor den Konsequenzen oder wegen der Unsicherheit, ob die eigene Wahrnehmung auch richtig ist“, erklärt Hawlik. Gerade bei einmonatigen Famulaturen scheint dabei für die meisten „Durchtauchen die einfachere Lösung zu sein“. Darüber hinaus wissen die Studierenden meist nichts von den Möglichkeiten, sich zu beschweren. Die Universitätsvertretung der ÖH an der Medizin Uni Wien führt daher seit diesem Wintersemester eine Kampagne, um Einrichtungen für Hilfe bei sexueller Belästigung bekannter zu machen.

Grundsätzlich ist an jeder öffentlichen Universität ein Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen eingerichtet. Neben der Mitwirkung und Kontrolle bei Habilitations- und Berufungskommissionen ist der Arbeitskreis auch für Fälle von Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zuständig. Eine solche liegt laut Bundes-Gleichbehandlungsgesetz (B-GBIG) vor, wenn Studierende von einer Vertreterin oder einem Vertreter der Universität sexuell belästigt werden oder diese es unterlassen, bei einer ihnen bekannten Belästigung einzuschreiten. Dabei ist die Definition der sexuellen Belästigung sehr offen gehalten und bezieht sich auf „ein der sexuellen Sphäre zugehöriges Verhalten“, das die „Würde einer Person beeinträchtigt“ oder deren Beeinträchtigung „bezweckt“. Zusätzlich muss dieses Verhalten laut Gesetz für die betroffene Person „unerwünscht, unangebracht, entwürdigend, beleidigend oder an-

stößig“ sein und eine „einschüchternde, feindselige oder demütigende Studienumwelt“ für die betroffene Person schaffen oder dies bezwecken.

**UNKLARE DEFINITION.** Da die Definition des Begriffs „sexuelle Belästigung“ im B-GBIG schwammig ist, haben die Universitäten Wien, Salzburg und das Mozarteum eigene Leitfäden in Form von Broschüren herausgegeben, um klarere Verhältnisse zu schaffen. In der Broschüre „Grenzen. Erkennen. Benennen. Setzen.“ der Uni Salzburg und des Mozarteums wird zwischen verbaler und non-verbaler Gewalt unterschieden. Nicht nur unerwünschte körperliche Nähe bis hin zur Vergewaltigung wird als sexuelle Belästigung klassifiziert. Auch „Ausziehblicke“, herabwürdigende, sexuell konnotierte Gesten, das Verbreiten von pornographischen Bildern sowie unerwünschte Geschenke, abwertende Namensgebungen, lästige Fragen zum Sexualleben oder unerwünschte Einladungen werden als Formen von sexueller Belästigung angeführt.

Neben ihrer Broschüre versuchen Universität Salzburg und Mozarteum auch verstärkt auf die entsprechende Telefon-Helpline hinzuweisen. Eine Einschätzung der Gesamtsituation findet Schmidt aber noch immer „sehr schwierig“. Vor allem weil die „Bereitschaft der Opfer nicht besonders groß ist, die Beratungs- und Hilfsangebote anzunehmen“. Jedoch liegt dies wohl weniger an der mangelnden Bereitschaft der Betroffenen, das Schweigen zu brechen, sondern vielmehr daran, dass der Umgang der Institutionen mit der Problematik bis heute zu wünschen übriglässt. Sylwia Bukowska geht davon aus, dass Betroffene häufig im persönlichen Umfeld und außerhalb der Universität Hilfe suchen. Bukowska hat an der Uni Wien am Gesamtkonzept für



Foto: Joanna Pionka

die erste universitäre Beratungsstelle für sexuelle Belästigung und Mobbing in Österreich mitgearbeitet. Eines der wichtigsten Anliegen war dabei von Anfang an die absolute Wahrung der Schweigepflicht und die Möglichkeit auf Anonymität: „Wir versuchen eine Balance zu finden zwischen der Tatsache, dass wir eine universitäre Institution sind, und dem Anspruch, hochwertige Beratung anbieten zu können, die sich auch außerhalb der universitären Strukturen bewegt.“ Nur ihre Kollegin, die die Beratungsgespräche führt, kennt die Namen der Betroffenen.

**PSYCHISCHE BELASTUNG.** Veronika\* wurde vor einem Jahr von ihrem Professor auf eine Konferenz eingeladen. Als dieser davor noch einen gemeinsamen Kurzurlaub plante, lehnte die 28-Jährige ab. Auf kleine Anspielungen folgten E-Mails und Einladungen zu Dienstreisen und Kongressen. Als sie auch die Einladung zu einer Dienstreise per E-Mail ablehnte, wurde er wütend. Die Zusammenarbeit mit dem Professor wurde für Veronika unmöglich. Seitdem kämpft sie jeden Tag mit Schikanen. Seit zwei Jahren sucht sie Hilfe gegen die sexuellen Belästigungen durch ihren Professor – vergeblich. Veronika versuchte gegen ihren Professor vorzugehen und wandte sich an die Frauenbeauftragte ihrer Universität und an eine Psychologin. Die Erfahrungen damit waren für Veronika durchwegs enttäuschend. Der Fall wurde nicht ernst genommen. Ihr Anwalt meinte, er könne ihr nicht helfen, da ihr Professor sie ja nicht außerhalb ihres Arbeitsplatzes „stalken“ würde.

Erst als Veronikas Professor aufgrund anderer Projekte zu beschäftigt war, ließ er von ihr ab. „Aber ich denke, dass wieder etwas passieren wird“,

fürchtet sie. Er werde zwar nie übergriffig, aber es spiele sich alles auf der „mentalenen Ebene“ ab. Der Professor setze sie unter Druck und versuche sie „fertig zu machen“. Dass er etwas falsch macht, sieht er nicht ein. Jeden Tag recherchiert Veronika am Institut für ihre Masterarbeit – er arbeitet im Nebenzimmer.

Nicht nur in der Uni sind Studierende sexueller Belästigung ausgesetzt. Zwei Drittel von ihnen müssen neben dem Studium arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. So auch Frank\*. Der 22-Jährige kam diesen Herbst nach Wien. Da er Geld brauchte, fing er in einem Lokal zu arbeiten an. Sein Chef begann bald, ihm persönliche SMS zu schreiben, einmal zwickte er ihn in den Hintern. Für Frank ist dadurch eine schwierige und belastende Situation entstanden: „Ich habe Angst, wenn ich nachts allein mit ihm das Lokal zusperre. Aber ich kann es mir nicht leisten zu kündigen.“

Allein im Dunkeln, womöglich mit dem/der potentiellen Täter\_in in der Nähe – das ist auch auf der Uni furchteinflößend. Sexuelle Übergriffe zu bekämpfen heißt unter anderem auch, bauliche und logistische Maßnahmen zu setzen, damit sich Studierende sicher fühlen können. Aus diesem Grund hat die Medizin-Uni Wien zweijährliche Evaluierungen von Gefahrenquellen und Angsträumen in ihren Frauenförderungsplänen verankert. Auf dieser Basis sollen gezielte Konzepte zur Verbesserung der Sicherheit entwickelt werden. Denn dunkle Gänge in den Bibliotheken, am Campus oder in den Universitätsgebäuden sind Angstherde. Da die Universitäten nachts oft weitgehend menschenleer sind, ist es gerade nach Lehrveranstaltungen am Abend schwierig, im Fall eines Übergriffs Hilfe zu finden.

**KLARES STATEMENT.** Bis das Ziel einer Universität frei von sexueller Belästigung erreicht ist, ist es ein langer Weg, der aus vielen kleinen Schritten besteht. „Ein klares Statement gegen sexuelle Belästigung seitens der Universität ist notwendig, um einen Wandel des Blickwinkels innerhalb der Institution Universität zu erreichen. Deshalb fand dieses Thema explizit Eingang in den Verhaltenskodex der Universität Wien“, so Sylwia Bukowska. Siegrid Schmidt sagt über die Salzburger Uni: „Die Universität ist sehr interessiert daran, dass nichts im Verborgenen bleibt, dass jede Form der sexuellen Belästigung abgestellt wird.“

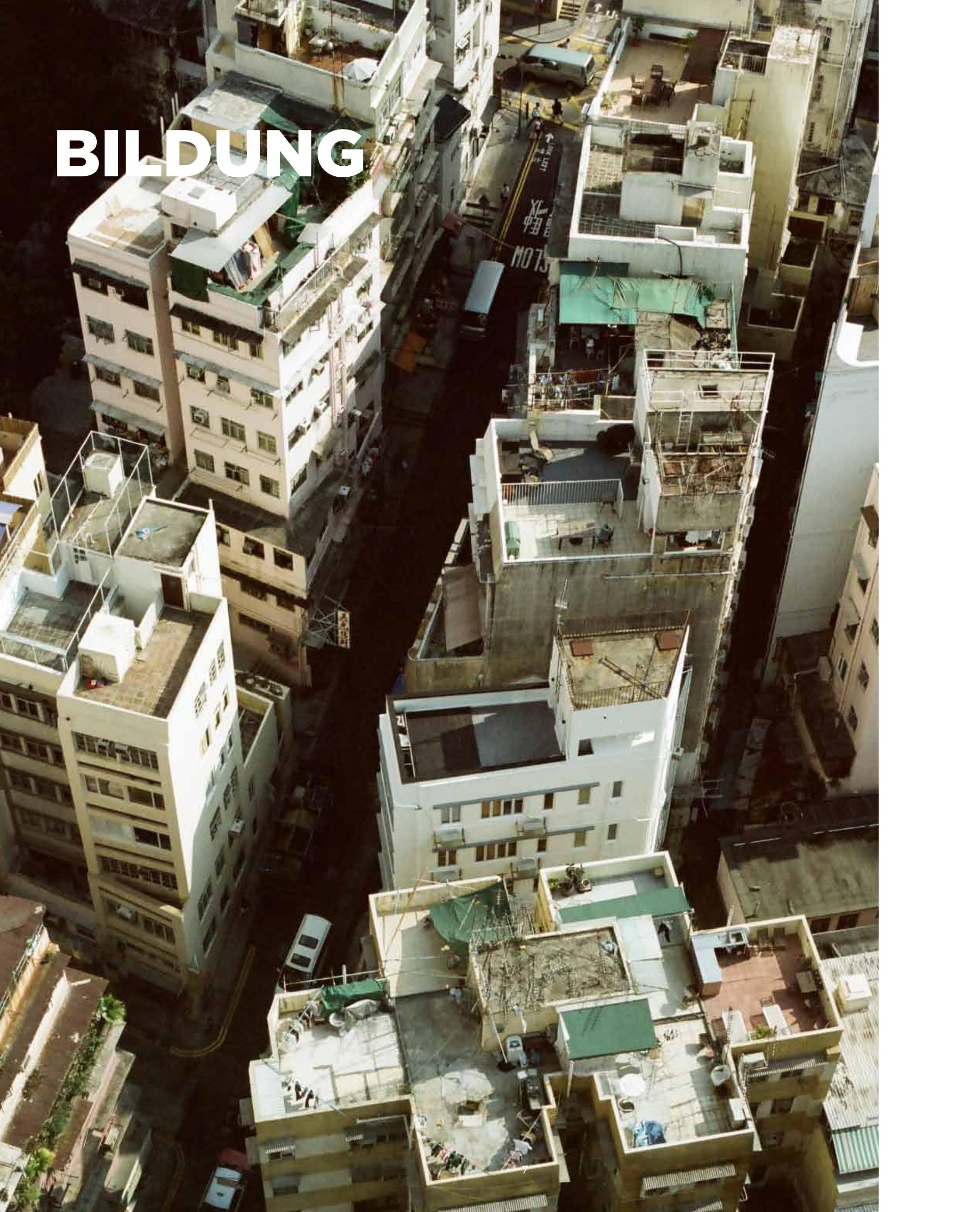
Für jene, die von sexueller Belästigung betroffen sind, bleibt die Tabuisierung jedoch ein reales Problem. Das weitgehende Fehlen eines Bewusstseins für sexuelle Belästigung an Hochschulen findet Veronika fatal. Für sie wurde mit der Zeit immer deutlicher, dass sie mit einem Problem kämpft, für das sich niemand zuständig fühlt. Auch nicht die Universität. „Mir kommt es vor, also ob die Universität in meinem Professor mehr Wert sehen würde als in mir – ich bin nur eine von tausend Studierenden.“

\*Namen wurden von der Redaktion geändert.

Die Autorinnen Marlene Brüggemann und Oona Kroisleitner studieren Philosophie und Rechtswissenschaften an der Uni Wien.

Telefon-Helpline Uni Salzburg und Mozarteum: Mi, 13–14 Uhr, 066/499 9 59 68  
 ÖH-Helpline (österreichweit): 01/585 33 33  
<http://www.oeh.ac.at/#/studierenleben/soziales-undgeld/helpline/>

# BILDUNG



# Masterdesaster

**Monatelange Wartezeiten und unfaire Zusatzleistungen – wer sich mit dem Bachelor-Abschluss einer anderen Hochschule für einen Master an der Uni Wien bewirbt, muss mit vielen Widrigkeiten kämpfen. Denn weder die Verwaltung noch das Universitätsgesetz sind auf das Bologna-System ausgelegt.**

Simonas Studienbeginn an der Uni Wien hat etwas mit der Einführung des Bologna-Systems in Österreich gemein: Ein erfolgreicher Start sieht anders aus. Dabei schien vor einem halben Jahr alles noch so einfach. An ihr Bachelorstudium an der FH für Soziale Arbeit wollte Simona einen Master in Soziologie an der Uni Wien anhängen und damit von einer Möglichkeit Gebrauch machen, die seit der Implementierung des Bologna-Systems ständig beworben wird. Dass die Kombination Soziale Arbeit und Soziologie möglich ist, wusste sie von StudienkollegInnen, die bereits erfolgreich auf die Uni Wien gewechselt hatten. Diese mussten dafür 16 ECTS aus dem Soziologie-Bachelorstudium nachholen. Schließlich erhielt auch Simona ihren Zulassungsbescheid – allerdings mit erheblich höheren Auflagen: Obwohl sie exakt dieselben Voraussetzungen wie ihre KollegInnen mitbrachte, musste sie plötzlich 27 ECTS nachholen. „Ich habe eine Bachelorarbeit mit 80 Seiten Umfang geschrieben und Interviews geführt, jetzt muss ich Einführungskurse zum wissenschaftlichen Arbeiten machen.“

Studierenden, deren BA-Abschluss nicht zum Master passt, wird keine Zulassung gewährt. Was zu fachfremd ist, liegt im Ermessen der jeweiligen Studienprogrammleitung. Medizin-Studierende lässt das Soziologie-Institut etwa grundsätzlich nicht in den Master einsteigen. Darüber hinaus darf die Studienprogrammleitung bis zu 30 ECTS an Zusatzleistungen aus dem Bachelorstudium als Voraussetzung für eine Zulassung zum Master vorschreiben. Auch denjenigen, die alle Voraussetzungen für einen Uni- oder Fach-Wechsel zwischen BA und MA mitbringen, wird der Studienbeginn durch die Bürokratie erschwert; Simona ist mit ihrem Problem kein Einzelfall.

**DIE RECHTSMITTELKOMMISSION.** Wie alle Studierenden, die sich bei der Zulassung ungerecht behandelt fühlen, hätte auch sie innerhalb von zwei Wochen Berufung gegen die Auflage von 27 ECTS

an Zusatzleistungen einlegen können. Dann ist die Rechtsmittelkommission des Senats zuständig, der dieses Problem nicht fremd ist: Schließlich ist die Masterzulassung Berufungsgrund Nummer eins. Die Rechtsmittelkommission hat auch durchaus schon Zulassungsaufgaben reduziert, wenn sie ungerechtfertigt waren. In vielen Fällen müssen die Studierenden ihren Bescheid allerdings hinnehmen, sagt Nicola Roehlich, sachbearbeitende Juristin der Kommission: „Wenn sich die Studienprogrammleitung ändert, kann sich auch die Spruchpraxis ändern, denn letztendlich handelt es sich dabei um eine Ermessensentscheidung.“ Das heißt, dass zwei unterschiedliche SachbearbeiterInnen auch zu unterschiedlichen Bescheiden bezüglich der Frage, wie viel ECTS Studierende nachzuholen haben, kommen können, wenn diese sachlich gerechtfertigt sind: Der Bescheid selbst enthält aber kaum mehr als eine einzeilige Begründung. Darüber hinaus erkundigen sich die Studierenden häufig bei der falschen Stelle – denn wer im ersten Semester an einer neuen Uni ist, kennt sich mit den Zuständigkeiten meist nicht aus. Simona fragte etwa bei der *StudienServiceStelle*, statt bei der zuständigen Studienprogrammleitung Soziologie, bezüglich der hohen Auflagen nach. Sie könne schon Berufung einlegen, aber Freunde mache sie sich damit am Institut keine, teilte man ihr dort mit. „Und wenn Sie das alles schon so gut können, dann gehen Sie halt zur Prüfung und schreiben ein Sehr gut.“ Simona ließ sich entmutigen und akzeptierte ihren Bescheid.

Neben der wenig hilfreichen Beratung haben viele andere Studierende ein noch größeres Problem: Zur Rechtsmittelkommission kann nur gehen, wer überhaupt schon einen Zulassungsbescheid hat. Ist der Antrag noch in Arbeit, bleibt den Betroffenen nur abzuwarten, denn die Zulassungsstelle nimmt bis zur Ausstellung des Bescheids keine Rückfragen entgegen. Im schlimmsten Fall wird der Bescheid erst nach Ende der Inskriptionsfrist ausgestellt und der/die

StudentIn verliert ein ganzes Semester. Da Betroffene in diesem Zeitraum offiziell keine Studierenden sind, wird auch keine Familien- und Kinderbeihilfe ausbezahlt.

Diese Erfahrung haben Stefi und Sarah gemacht. Sie mussten bangen, ob sich die Zulassung vor Ende der Inskriptionsfrist ausgeht. Die beiden haben im Sommer dieses Jahres ihren BA an der FH für Journalismus mit einer Prüfung abgeschlossen und sich dann für einen MA in Politikwissenschaft an der Uni Wien beworben. „Das Einzige, was ich mir vorzuwerfen habe, ist, dass ich bei der BA-Prüfung zum zweiten Termin angetreten bin. Der war erst im September“, sagt Stefi. Dann hat sie ihre Bewerbung sofort persönlich auf die Uni gebracht – trotzdem dauerte es eine Woche, bis das Referat für Studienzulassung den Eingang ihrer Dokumente bestätigte. Um nichts vom laufenden Semester zu verpassen, nehmen die beiden Studentinnen bereits an Lehrveranstaltungen teil. Doch regulär können sie sich ohne den notwendigen Zugang zum Online-Anmeldesystem nicht registrieren. „Ich bin hingegangen und habe gebettelt, dass ich trotzdem teilnehmen darf. Bei einem Seminar hat’s funktioniert“, erzählt Sarah. Einer ihrer Studienkollegen wartete ganze 14 Wochen auf die Zulassung zum Master, für die eigentlich nur rund zehn Wochen vorgesehen sind. Als er sich bei der Studienprogrammleitung Politikwissenschaft beschwerte, wurde ihm mitgeteilt, dass dies sinnlos sei, „weil eh alle wissen“, dass es lange dauert. Da man ohne Bescheid nicht bei der Zulassungsstelle nachfragen darf, wandte er sich an das *Beschwerde- und Verbesserungsmanagement* der Uni Wien. Die Stelle ist mit einer Person besetzt – für 80.000 Studierende.

**BOLOGNAS ERBE.** Die langen Wartezeiten und unterschiedlichen Zulassungsbedingungen sind nicht nur Resultate der fehlenden finanziellen Mitteln, sondern auch der Einführung des Bologna-Systems: Mit dem Universitätsgesetz 2002 (UG02) wurden Magister-Studien auf das internationale Bachelor-Master-System



Von links nach rechts: Jana, Emanuel und Simona zeigen wieviele der ECTS-Punkte sie nachholen müssen.

umgestellt. Schrittweise wurden Studienpläne geändert und die Studierenden dazu ermuntert, das zu tun, was im englischsprachigen Raum gang und gäbe ist: im Master das Fach oder die Uni zu wechseln. Auf der anderen Seite sieht das UG aber die Individualisierung der Studien vor. Jede Uni sollte möglichst einen anderen Schwerpunkt setzen. „Das ist mit Bologna schwer kompatibel“, erklärt Professorin Bettina Perthold, Vorsitzende der Rechtsmittelkommission.

Während sich das Studiensystem drastisch änderte, blieb die Form der Verwaltung aber weitgehend gleich: 25 MitarbeiterInnen arbeiten im Referat Studienzulassung der Uni Wien; gerade einmal fünf davon sind für die Masterzulassung zuständig. Das heißt für all jene Studierenden, die schon an der Uni Wien ihren Bachelor abgeschlossen haben und ihr Studium nun im Master fortsetzen, seit Bologna müssen sie sich dafür nochmal extra inskribieren. Hinzu kommen 4.200 weitere Anträge pro Semester auf Zulassung mit Abschluss einer anderen Hochschule oder in einem anderen Fach. „Die MitarbeiterInnen des Referats für Zulassung stehen vor allem in den Inskriptionsfristen am Rande ihrer Leistungsfähigkeit“, sagt Roehlich. Zum Ende der Zulassungsfrist stellt die Uni zwar freie MitarbeiterInnen zur Unterstützung ein, trotzdem warten Studierende oft länger als zehn Wochen auf ihren Bescheid.

Ähnliche Probleme haben die einzelnen Institute, die entscheiden, ob und welche Lehrveranstaltungen für die Masterzulassung nachgeholt werden müssen. Auch wenn schon einmal jemand mit exakt demselben Abschluss zugelassen wurde, muss jeder Antrag einzeln geprüft werden. Für diese Prüfung ist genau eine Person aus der Studienprogrammleitung zuständig – selbstverständlich neben ihrer regulären Arbeit. Dass dabei Anträge monatelang zwischen Zulassungsreferat und den Instituten hängenbleiben ist nicht verwunderlich. Stefi und Sarah können davon ein Lied singen. Etliche Male waren sie im *StudienServiceCenter*, haben sich über den Verbleib ihrer Bewerbung erkundigt und

beschwert. Und siehe da: Nach langem Warten wurden die Anträge schließlich vorgereicht und noch innerhalb der Frist abgelehnt, mit der Begründung, dass ihr Bachelor zu fachfremd sei. Eine Bekannte wurde aber mit dem selben Bachelor noch vor einem halben Jahr zugelassen. Stefi und Sarah werden nun in Berufung

gehen. Bis dahin bekommt Stefi keine Kinderbeihilfe mehr und verliert ohne die Inskription auch ihre Mitversicherung.

*Magdalena Liedl studiert Zeitgeschichte und Anglistik, Julia Prummer Rechtswissenschaften an der Uni Wien.*

#### Tipps

#### **4 TIPPS FÜR DEINEN EINSTIEG IN DEN MASTER**

Wer sich an der Uni Wien mit einem Abschluss von einer anderen Hochschule für einen Master bewirbt, muss sich zuerst durch den Zulassungsprozess kämpfen. Hier ein paar Tipps, wie der Studienwechsel gelingen kann:

**VOR DER ANTRAGSTELLUNG** ... ist es wichtig, sich umfassend zu informieren. Neben dem Einholen von Infos verschiedener Servicestellen sollte man auch bei der jeweiligen Studienprogrammleitung nachfragen, ob der Einstieg in das gewünschte Masterstudium grundsätzlich möglich ist. Da das Zulassungsreferat überlastet ist, sollten auch mehr als zehn Wochen Bearbeitungsfrist eingeplant werden.

**DIE BEWERBUNG** ... sollte mit beglaubigten Dokumenten erfolgen. Das kostet zwar Geld, doch so kann man seine Originalzeugnisse behalten und sich gegebenenfalls auch woanders bewerben. Neben Zeugnissen sollten auch kurze Beschreibungen der absolvierten Lehrveranstaltungen beigelegt werden. Das beschleunigt den Prüfungsprozess der Unterlagen und beugt Anrechnungsproblemen vor. Zusätzlich empfiehlt es sich auch für das jeweilige Bachelorstudium zu inskribieren. Sollte der Bescheid zu spät ausgestellt werden, können Lehrveranstal-

tungen aus dem Master im ersten Semester über das Interessensmodul des Bachelorstudiums absolviert werden. Achtung: Die Anmeldefrist für BA-Studien endet früher als die für MA-Studien!

**DIE WARTEZEIT** ... dauert etwa 10-12 Wochen; das Zulassungsreferat gibt während dieser Wartezeit keine Auskunft über den Stand der Bearbeitung. Wer nach 12 Wochen noch nichts gehört hat, kann sich an das *StudienServiceCenter* des betreffenden Instituts wenden. Eine weitere Anlaufstelle ist das Beschwerde- und Verbesserungsmanagement der jeweiligen Uni.

**DER ZULASSUNGSBESCHIED** ... entspricht oft nicht den Erwartungen. Wer nicht oder nur mit ungerechten Auflagen zugelassen wurde, sollte zunächst bei der zuständigen Studienprogrammleitung rückfragen. Kommt es zu keiner Lösung, steht den AntragstellerInnen die Berufung bei der Rechtsmittelkommission offen. Achtung! Hier gilt eine Frist von zwei Wochen. Ab 1.1.2014 ist dann nicht mehr die Rechtsmittelkommission zuständig, sondern die neu eingeführten Verwaltungsgerichte.

**ALLGEMEINE ANLAUFSTELLEN** für Probleme sind die jeweilige Studienvertretung sowie das Referat für Bildungspolitik der ÖH. Die Broschüre „Dein Mastertudium“ mit umfassenden Infos zum Masterumstieg finden sich im Downloadbereich auf [oeh.ac.at](http://oeh.ac.at).

# INSELN DER SELIGEN

**Pakistan zählt zu den gefährlichsten Ländern der Welt. An seinen Hochschulen leben Studierende jedoch ein Leben jenseits des Klischees vom Land des Terrors. Sind Pakistans Universitäten Inseln der Seligen?**

„Leg dich auf den Boden und bleib liegen bis ich sage, dass du wieder aufstehen darfst!“, befiehlt die 20-jährige Ammasa dem zwei Jahre jüngeren Taha. Widerwillig legt der Architekturstudent sein Lineal und seine Mappe auf den heißen, staubigen Beton, bevor er seufzend dem Befehl Folge leistet. „Erstsemestrige müssen hier alles machen, was ihnen von den höheren Semestern befohlen wird. Das ist so etwas wie Tradition“, erklärt die junge Kunststudentin am *National College of Arts* in der pakistanischen Großstadt Lahore. Es ist ihr anzusehen, dass sie diese Machtposition genießt, kommt es doch im patriarchal geprägten Pakistan selten vor, dass eine Frau über das Schaffen der Männer bestimmt. Ammasa grinst zufrieden, macht eine Kehrtwende und lässt Taha im Schmutz liegen. Als sie außer Sichtweite ist, springt er auf, klopft sich den Hosenboden seiner dreckigen Jeans wieder sauber und quert den Arkadenhof mit schnellen Schritten, um weiteren Schikanen zu entkommen.

An pakistanischen Universitäten lässt sich eine andere Seite dieses Landes beobachten, das sonst allzu oft mit Terrorismus, radikalem Islamismus und Gewalt gegen Frauen assoziiert wird: eine liberale, offene Gesellschaft, die westlicher Einflüsse zum Trotz versucht, ihren Wurzeln treu zu bleiben. Die Liebe zum eigenen Land ist bei den Jungen stark. Wer wohlhabend ist, studiert dennoch oft im Ausland, vornehmlich in Großbritannien, Australien oder den USA. Und viele kehren nach dem Studium nicht in ihre Heimat zurück, weshalb der sogenannte Brain-Drain ein großes Problem für die islamische Republik darstellt. Mehr als 60 Prozent der Bevölkerung müssen mit weniger als 1,50 Euro pro Tag auskommen. Junge Pakistani, die im Ausland studieren und arbeiten, schi-

cken zwar oft Geld nach Hause, fehlen dort aber als Fachkräfte. Vom Ausbau des akademischen Bildungssystems erhofft sich der pakistanische Staat neuen Auftrieb. Die Weltbank unterstützt das Land dabei seit 2011 mit Krediten, bis 2015 soll so der Anteil der 17- bis 23-Jährigen, die eine inländische Universität besuchen, auf zehn Prozent anwachsen.

**EINE ANDERE WELT.** „In westlichen Medien wird Pakistan sehr einseitig dargestellt. Es gibt hier nicht nur religiöse FanatikerInnen. Ich fühle mich in meiner Heimatstadt nirgendwo unsicher. Trotzdem ist der Campus eine andere Welt, isoliert vom Rest Pakistans“, sagt Ammasa. Das *National College of Arts*, wo sie seit zwei Jahren Bildende Kunst studiert, hat den Ruf, die liberalste Universität des Landes zu sein. In der Werkhalle aus Backstein schlägt sie mit einem schweren Hammer einen Spiegel in kleine Stücke, die sie später für eine Skulptur verwenden will. Am Tischbein der hölzernen Werkbank lehnt ein Gemälde eines Pissairs, das geschmückt mit Bart und Turban verblüffende Ähnlichkeit mit Osama Bin Laden hat. Der Gebetsbereich, der durch ein Fenster in der Werkhalle sichtbar ist, besteht aus einem schlampig hingeworfenen Teppich auf einem Plateau. Studierende erzählen gerne von Feiern am Campus, bei denen Alkohol in rauen Mengen fließt, obwohl das gesetzlich verboten ist. „Ich glaube an Gott, aber ich muss nicht fünf Mal täglich beten, um das jedem zu beweisen“, so Ammasa.

Studiengebühren in Pakistan fallen sehr unterschiedlich aus, viele staatliche Universitäten sind jedoch mit 30.000 bis 80.000 Pakistanischen Rupien (200–500 Euro) im Jahr auch für die Mittelschicht leistbar. Dennoch waren im Jahr 2011 lediglich fünf

Prozent der 17- bis 23-Jährigen an Universitäten eingeschrieben. Das liegt auch an der mangelnden Verfügbarkeit von Studienplätzen. An Universitäten mit erschwinglichen Studiengebühren sind die Plätze heiß umkämpft. Zur Vergabe der Studienplätze werden Auswahlverfahren nach Leistung durchgeführt. Dabei werden unterschiedliche Einstufungstests nach dem Schulabschluss herangezogen. Eine der prestigeträchtigsten Hochschulen des Landes ist die *Government College University Lahore (GCU)*, die Alma Mater des bisher einzigen pakistanischen Nobelpreisträgers, Abdus Salam. Dementsprechend umkämpft sind die Studienplätze: Nur die besten 1.500 der 30.000 BewerberInnen werden jährlich aufgenommen.

Der Campus der *Government College University* erinnert an ein subtropisches *Hogwarts*. Die Gänge mit ihren Schaukästen, die Gartenanlagen und die Studierenden in Schuluniform verstärken den elitären Eindruck. Hassan ist 17 Jahre alt und studiert englische Literatur. Er trägt eine Brille von *Armani*, sein weißes Hemd ist ihm ein wenig zu groß. Im Debattierclub diskutiert Hassan weltbewegende Fragen: Er ist derartig eloquent, dass es schon fast gezwungen wirkt. Er will, wie einige andere im Debattierclub, später Politiker werden und sein Land in bessere Zeiten führen. „In Österreich spricht ihr Französisch, nicht wahr?“, fragt er. Hassan gesteht beschämt, er wisse nicht viel über Österreich, aber über den berühmten Wiener Kongress, darüber habe er einmal referiert.

**STUDIERN OHNE ARMANI.** Viele Studierende der staatlichen Eliteuniversität kommen wie Hassan aus wohlhabenden Familien, aber auch einige weni-



Fotos: Dwin Martigan



Insgesamt zwölf Studenten sind in einem Raum untergebracht. Geschlafen wird am Boden. / Muhammad, Jahrgangsbester an der Jamia Naeemia-Universität / „Seit einigen Jahren haben auch sehbehinderte Menschen wie Moaz die Chance zu studieren.“ / Chemiestudentin Amna: Es stimmt nicht, dass Frauen in Pakistan nicht gebildet sind. / Hassan ist 17 Jahre alt, er will als Politiker seinem Land helfen.

ge junge Menschen aus armen Verhältnissen haben eine Chance, die sozialen Barrieren zu durchbrechen. Quoten stellen sicher, dass auch Studierende aus den ärmsten Regionen Pakistans, wie dem von den Taliban kontrollierten Swat-Tal, zugelassen werden. Vollwaisen sind von Studiengebühren befreit und insgesamt 20 Millionen Pakistanische Rupien (140.000 Euro) stehen jährlich in Form von Stipendien zur Verfügung. Ein Allheilmittel gegen die Probleme im Land ist ein Ausbau des universitären Systems jedoch nicht. Immer noch fehlt es vor allem an grundlegender Bildung bei der breiten Bevölkerung. Fast die Hälfte der Pakistanis kann weder Lesen noch Schreiben.

Nichtsdestotrotz hat die verstärkte Investition in höhere Bildung mehr als lediglich ökonomischen Aufschwung zur Folge, sondern beispielsweise auch positive Effekte auf die Rolle der Frau in der Gesellschaft: Mehr als die Hälfte der Chemiestudierenden der GCU sind weiblich. „Es stimmt nicht, dass Frauen in Pakistan nicht gebildet sind. Zweifellos gibt es Regionen, in denen es anders ist, aber uns stehen hier alle Wege offen“, sagt die 22-jährige Chemiestudentin Amna, die selbst aus dem ländlichen Grenzgebiet zu Afghanistan stammt, aus dem auch die junge Menschenrechtsaktivistin Malala Yousafzai kommt, die sich für Mädchenschulen engagiert und ein Attentat der Taliban im Oktober 2012 nur knapp überlebte. Eine gesellschaftliche Weiterentwicklung ist auch die Schaffung von Studienplätzen für Studierende mit besonderen Bedürfnissen, einer von ihnen ist Moaz. Der 24-Jährige ist von Geburt an blind. Blinde Menschen erhalten vom Staat sehr wenig Unterstützung. Es ist ihnen nicht einmal erlaubt, ein eigenes Bankkonto zu führen. An der

GCU stehen Moaz und seinen drei ebenfalls blinden Brüdern aber spezielle Computer mit Braille-Tastatur zur Verfügung. „Es war ein harter Weg bis hierher, doch das Wichtigste ist, dass man sich nicht mit seiner Situation zufrieden gibt. Man darf nicht aufhören zu kämpfen“, sagt Moaz. Er steht kurz vor dem Abschluss seines Politikwissenschafts- und Englischstudiums. Sein Traum ist es, Lehrer zu werden – „einer der ehrvollsten Berufe, den es auf der Welt gibt“, wie Moaz meint.

**RELIGION VS. MODERNE BILDUNG?** Im krassen Gegensatz zu den elitären Universitäten, die zu einem großen Teil noch aus der britischen Kolonialzeit stammen, stehen alternative Formen der akademischen Bildung, wie an der *Jamia Naeemia*-Universität. Ursprünglich eine Moschee und Koranschule, in der vor allem Kinder die heilige islamische Schrift auswendig lernen, hat die *Jamia Naeemia* seit einigen Jahren versuchsweise zusätzlich einen akademischen Bildungszweig eingerichtet. In einem Zeitraum von acht Jahren kann dort ein Masterabschluss in Theologie erlangt werden. Neben dem ausgiebigen Studium des Korans beinhaltet das Studienprogramm auch Englisch-, Geschichte- und Computerkurse. Muhammad ist der beste Student seines Jahrgangs. Sein Tag beginnt um 4.30 Uhr und endet selten vor 21.00 Uhr. Er wohnt mit zwölf Mitstudenten in einem 40 Quadratmeter großen Zimmer. Jeder Student hat eine Kiste für seine persönlichen Dinge, geschlafen wird am Boden. „Die Sonntage haben wir frei, da wasche ich meine Wäsche. Manchmal gehe ich auch mit Freunden in den Park“, erzählt Muhammad. Seine Familie wohnt in Peshawar, nahe der afghanischen Grenze. Via *Skype* hält er Kontakt, alle paar Monate hat er auch Zeit,

nach Hause zu fahren. Er sagt, er liebe den Islam, man dürfe seine Traditionen nicht vergessen, aber Bildung sei ebenso wichtig.

„Wir wollen eine Brücke zwischen Religion und moderner Bildung schlagen“, sagt der Leiter der *Jamia Naeemia*-Moschee und -Universität, Raghīb Hussain Naeemi. Den radikalen Taliban ist dieser Zugang zu profan und deshalb ein Dorn im Auge. Naeemis Vater, der die Moschee früher leitete, kritisierte die Taliban öffentlich als unislamisch und bezahlte das mit seinem Leben: 2009 stürmte ein Selbstmordattentäter sein Büro und tötete ihn und vier seiner Angestellten. Auch Raghīb Naeemi, der das Werk seines Vaters fortführt, bekommt regelmäßig Drohungen. Der Eingang der Moschee wird deshalb von drei bewaffneten Soldaten bewacht.

An vielen Universitäten gibt es ähnliche Vorkehrungen: Wachpersonal mit Maschinengewehren, Bombenkontrollen und Metalldetektoren. Universitätsfremde Personen haben meist gar keinen Zutritt. Das ist die Schattenseite der liberalen Entwicklungen in Pakistan: Sie passieren hinter verschlossenen Türen. Konservative KritikerInnen sehen in den Universitäten ein Einfallstor westlicher Einflüsse. Dabei findet gerade hinter den schützenden Mauern der Hochschulen ein stetiges Verhandeln zwischen moderner Bildung, freiem Denken und der Wahrung von Traditionen statt.

*Ferdinand Ferrol* studiert Politikwissenschaften, *Lukas Klingan* Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien. Die Recherche zu diesem Artikel wurde durch die Mittel des Egon-Erwin Kisch-Recherchestipendiums des Presseclubs Concordia ermöglicht.

## Was wünschst du dir für deine Uni?



„Ich wünsche mir einen autonomen Raum für Studierende! Am liebsten auch eine Küche oder zumindest studierendenfreundliche Preise für Essen auf dem Campus.“

*Burcu, 23,  
(Master) Sozioökonomie*



„Für mich hängt der Lernerfolg auch unmittelbar mit einer reichhaltigen, gesunden Ernährung zusammen. Deshalb würde ich mir Verbesserungen bezüglich unserer Mensa und der dort angebotenen Speisen wünschen.“

*Philipp, 25, Rechtswissenschaft*



Umfrage und Fotos: Alexander Gortler

„Ich wünsche mir eine bessere inhaltliche Abstimmung der Vorlesungen mit den dazugehörigen Übungen.“

*Eric, 25,  
Wirtschaftsinformatik*



„Ich wünsche mir garantierte Plätze in den Seminaren und ein persönlicheres Studium.“

*Isabelle, 23,  
Rechtswissenschaft*



„Ich wünsche mir, dass mehr Vorlesungen als Blocklehrveranstaltungen abgehalten werden, damit ich nicht am Ende des Semesters alle Prüfungen auf einmal absolvieren muss.“

*Magali, 27,  
Ernährungswissenschaften*

# Service, das hilft!

---

## Generation Praktikum

---

Ein Lebenslauf ohne Praktikum ist mittlerweile kaum vorstellbar. Um Lücken vorzubeugen nehmen viele jede Art von Praktikum an. Oft stellt so ein Praktikum auch den ersten Schritt in den Arbeitsmarkt dar. An vielen Schulen und Hochschulen sind Praktika sogar Pflicht im Lehrplan. Eine neue Studie des Forschungsinstituts FORBA deckt die Problematiken auf: Praktikant\_innen arbeiten häufig unter schlechten Bedingungen, ohne Kranken- und Sozialversicherung und in Form von Ketten-Praktika, die Bezahlung ist sehr dürftig oder fehlt zur Gänze.

Rund ein Drittel der freiwilligen Praktika und zwei Drittel der Pflichtpraktika werden nicht bezahlt. Nach Studienabschluss wird die Situation besonders drastisch: 13 Prozent der Absolvent\_innen steigen mit schlecht- oder unbezahlten Praktika in den Arbeitsmarkt ein. Die ÖH fordert daher besser Information und Aufklärung für Jugendliche. Praktika sollen nach geltenden arbeitsrechtlichen Standards geregelt werden, statt prekäre Arbeitsverhältnisse zu verschleiern.

(SR)

---

## Gütesiegel Praktikum

---

Um der Praktikaproblematik entgegenzuwirken, hat die ÖH gemeinsam mit anderen Interessensvertretungen die Initiative „Gütesiegel Praktikum“ ins Leben gerufen. Damit sollen Praktika ausgezeichnet werden, die Kriterien eines fairen Arbeitsverhältnisses erfüllen. Das Gütesiegel steht für die Gewährleistung eines schriftlichen Praktikumsvertrags (Dauer, finanzielle

Entschädigung, Ansprechperson, Versicherung, etc.), eine Aufgabendefinition, die mit dem Bildungsziel der Hochschule übereinstimmt, eine gleiche Bezahlung für Frauen und andere soziale Kriterien. Eine Liste mit den ausgezeichneten Unternehmen findet sich unter [www.oeh.ac.at/#/guetesiegel](http://www.oeh.ac.at/#/guetesiegel)

(SR)

**POLITIK**



# Was vom Jasminduft geblieben ist

**Fast drei Jahre nach dem Sturz des Diktators Zine el-Abidine Ben Ali lechzt Tunesien nach Stabilität und die tunesische Jugend nach Perspektiven. Die Revolution ist festgefahren, radikale Kräfte agieren immer offener.**

Fast drei Jahre sind vergangen, seit sich der damals 26-jährige tunesische Gemüsehändler Mohamed Bouazizi in Sidi Bouzid selbst im Brand steckte. Drei Wochen später erlag er den Verletzungen, während seine Heimatstadt zur „Wiege der Jasminrevolution“ wurde.

Ein Akt, der zu Protesten und Umstürzen, Bürgerkriegen und letztendlich auch Reformen führte. In Tunis hat sich der Großteil der Hoffnungen der revolutionären Bewegungen jedoch noch nicht erfüllt, am wenigsten jene der jungen Generation. Das tief gesplattene Land ringt um seine Zukunft. Maßgeblich dafür verantwortlich sind die ideologischen und programmatischen Gräben, die die politischen Lager trennen. Hinzu kommen außerparlamentarische Kräfte, in erster Linie radikale Salafist\_innen, die mächtigen Gewerkschaften, aber auch jene Bevölkerungsschicht, die einst von Ben Alis Regime profitierte und jetzt zusätzlich Konflikte schürt.

## **GESPALTENE GESELLSCHAFT.**

Nach wie vor hat Tunesien keine neue Verfassung, sondern lediglich einen von der Verfassungsgebenden Versammlung erarbeiteten, nicht-akzeptierten Entwurf. Die Grundübel der Vergangenheit unter dem Ben-Ali-Clan – Vetternwirtschaft, Korruption, Armut, Arbeitslosigkeit – sind noch nicht beseitigt. Zwar existiert vor allem dank Online-Medien eine gewisse Pressefreiheit, doch was Blogger\_innen und Neo-Newsportale aufdecken – beispielsweise das ministerielle Verprassen von Staatsgeldern für Luxushotels und teuren Champagner – lässt das Vertrauen in die neuen Strukturen schwinden.

Dennoch, die moderat-islamistische *Ennahda*-Partei, die eine quasi-permanente Übergangsregierung und den Premier Ali Larayedh stellt, klammert sich beharrlich an die Macht, wenngleich Larayedh seinen Rücktritt längst angeboten hat. Der *Ennahda* wird nicht

nur ein ambivalentes Verhältnis zu militanten Salafist\_innen unterstellt, zudem soll sie jene decken, die die tödlichen Mordanschläge auf Mohamed Brahmi und Chokri Belaid begangen haben – sofern die Mörder\_innen nicht sogar aus ihren eigenen Reihen stammen. Brahmi war Parlamentsabgeordneter und Gründer der Partei *Volksbewegung*, Belaid Politiker der linken *Bewegung Patriotischer Demokraten*. Beide waren Teil der linksliberalen *Volksfront zur Verwirklichung der Revolutionsziele*. Auf ihrer Ermordung folgten schwere Unruhen; nach Belaid's gewaltsamem Tod wurde der Dialog der verfeindeten politischen Lager in Tunesien abgebrochen.

Während dieser Dialog bis heute nie so recht in Gang gekommen ist, pochen die Salafist\_innen immer offener auf einen Gottesstaat. Ein solcher wird in Tunesien aber auch auf lange Sicht wohl nicht errichtet werden. Zu groß ist die Zahl derjenigen, die eine funktionierende, mit Freiheiten ausgestattete Demokratie fordern. Immerhin sind die oppositionellen Kräfte, darunter Linke, Sozialist\_innen und Liberale, fast so stark wie die *Ennahda*, die viele ihrer einstigen Wähler\_innen vergrault hat.

**BLOCKADE-SPIEL.** Größtes Hindernis für die Umsetzung der dringend anstehenden Reformen in Tunesien ist, wie Analyst\_innen betonen, der Kommunikationsboykott von Regierung und Opposition, der den wichtigen „nationalen Dialog“ verhindert. Man bezichtigt sich gegenseitig der Blockade und schiebt einander die Schuld am Stillstand zu. Das machen sich vor allem die gemeinsamen Feinde beider Seiten, die einstigen Nutznießer\_innen des Ben-Ali-Regimes, zu Nutze und gießen noch Öl ins Feuer.

Auch die Terrorgruppe *Al Qaida des Islamischen Maghreb* erstarkte in den Revolutionswirren und bewaffnete sich während des Bürgerkriegs im benach-

barten Libyen. Die Zahl der Anschläge – auch in Tourismusorten – steigt. Gerade der Tourismus ist jedoch wirtschaftlich die größte Hoffnung der jungen Demokratie, die kaum über Rohstoffe verfügt.

Wiederholt kam es auch zu Gewaltakten und Ausschreitungen rund um Kunstausstellungen und Filmpremieren, wenn gezeigte Inhalte nicht den rigiden Moralvorstellungen von selbsternannten Glaubenshüter\_innen entsprachen. Von Moralhüter\_innen in den Reihen der Justiz werden exemplarisch Prozesse gegen Jugendliche geführt, die Kuss-Fotos auf Facebook posten. Auch Musiker, wie die Rapstars Alaa Yaacoub und Ahmed Ben Ahmed aka Weld El 15 und Klay BBJ mussten untertauchen – wegen kritischer Songs, die der Revolutionsjugend aus der Seele sprechen, etwa ihrem Track „Polizisten sind Hunde“ (arab. „Boulicia Kleb“). In Abwesenheit hat man sie zu 21 Monaten Haft verurteilt.

Einer, der maßgeblich zum Umsturz Ben Alis beigetragen hat, ist Hamadi Kaloutcha – ein Alias des einstigen Cyberdissidenten Sofiene Ben Haj M'Hamed, der nach seinem Politikwissenschaftsstudium in Brüssel noch zu Diktaturzeiten nach Tunesien heimkehrte. Sein Pseudonym bot allerdings nur bedingt Schutz: Drei Tage war er nach einer Polizeirazzia unter Schlafentzug verhört worden. „Sie haben zwar nicht meinen Laptop, jedoch den meiner Ehefrau beschlagnahmt“, wie Ben Haj M'Hamed sagt. Er übersetzte unter anderem pikante *Wikileaks*-Dokumente, in denen es um Ben Ali geht, ins Französische und Arabische.

**TROTZ ALLEM OPTIMIST.** Ben Haj M'Hamed ist nach wie vor Cyberaktivist. Gilt es doch das Erreichte zu verteidigen, und das Erhoffte zu erlangen. Ungefährlich ist das freilich nicht. Im Oktober wurde er, wie er selbst twitterte, aufgrund eines Facebook-Posts von islamistischen Schlägern physisch

angegriffen. Zudem ist Ben Haj M'Hamed als Filmemacher aktiv und verdient den Lebensunterhalt für sich und seine Familie mit Gelegenheitsjobs für ausländische Nachrichtenteams. Doch auch wie internationale Medien über die Situation in Tunesien berichten, kritisiert er: „Sie kommen mit vorgefertigten Meinungen. Manche Reportagen sind fertig, bevor die Teams zu drehen beginnen. Auch Journalist\_innen von staatlichen TV-Sendern sind oft manipulativ und vorurteilsbehaftet.“ So würden mitunter etwa fälschlicherweise Salafist\_innen als die dominante Kraft im Land dargestellt.

Auf die Frage, was sich verbessert habe, antwortet er: „Vieles“ und scherzt: „Nun muss ich nicht mehr mehrere Proxy-Server hintereinander schalten, um die Ortung meines Standortes zu erschweren, oder über fremde WLAN-Netze einsteigen. Ich war, bin und bleibe Optimist“, sagt Ben Haj M'Hamed und hofft auf einen baldigen Urnengang, eine Aufklärung der Morde an Belaid und Brahmi und eine Mehrheit der Linksliberalen bei den nächsten Wahlen. Eine echte Verfassung müsse her, und das rasch. Doch dafür sei ein ehrlicher und zielorientierter Dialog der Zerstrittenen in der Verfassungsgebenden Versammlung unabdingbar. Die dringend geforderten Wahlen wurden bereits mehrmals verschoben. So auch der im Juli angekündigte Termin für den 17. Dezember. „Die Geduld der Tunesier\_innen wird weiter auf die Probe gestellt.“

*Webtipp:*

*Youtube: Weld EL 15 – Boulicia Kleb („Polizisten sind Hunde“)* [http://www.youtube.com/watch?v=6owW\\_Jv5ng4](http://www.youtube.com/watch?v=6owW_Jv5ng4)

*Jan Marot lebt als freier Journalist in Granada und schreibt regelmäßig über Spanien, Portugal und Nordafrika.*



# Eine pluralistische Bewegung

Seit Wochen besetzen Studierende das Hauptgebäude der Universität von Sofia. Über die bulgarische Protestbewegung sprach Mona El Khalaf mit einem der BesetzerInnen.

Bereits seit Anfang Februar 2013 wird in Bulgarien protestiert. Während die Proteste im ärmsten EU-Mitgliedsstaat anlässlich der hohen Strom- und Heizkosten entflammten, wurden mit der Zeit auch Korruption und Vetternwirtschaft sowie Privatisierungen zu Themen der heftigen Anti-Regierungsproteste. Die konservative Regierung warf unter zunehmendem Druck der RegierungsgegnerInnen Ende Februar das Handtuch. Seit den Parlamentswahlen Ende Mai steht der parteilose Finanzexperte Plamen Orescharki an der Regierungsspitze und wird von den SozialistInnen und der türkischen Minderheitenpartei DPS gestützt. Die Proteste halten unvermindert an. Die Kritik gilt weiterhin neoliberalen Reformen und dem radikalen Abbau des Sozialstaates. Die Bevölkerung fordert einen grundlegenden Systemwechsel.

Auch der 27-jährige Bulgare Peter Dobrev sieht das so. Der Geschichtestudent ist seit mehreren Wochen an der Besetzung der Universität Sofia beteiligt.

**progress:** Peter, wie ist es zur Besetzung des Hauptgebäudes der Universität Sofia gekommen?

**Peter Dobrev:** Die Anti-Regierungsproteste in Bulgarien begannen schon im Februar, die Uni wurde erst im Oktober besetzt. Etwa 20 Leute haben den größten Hörsaal der Universität in Beschlag genommen. Zwei Tage später war beinahe das gesamte Hauptgebäude besetzt. Von da an waren täglich zwischen 200 und 300 Studierende da.

Wann hast du dich der Protestbewegung angeschlossen?

Ich wurde erstmals mit der Besetzung aktiv, weil mir diese Art des Protestes gefällt. Zuerst dachte ich, dass wieder nur Rücktrittsforderungen an die Regierung und die Verbreitung antikommunistischer Slogans im Vordergrund stehen werden. So war's nämlich bei den Protesten im Sommer. Aber dann wurde ich durch die Herangehensweise der BesetzerInnen angenehm überrascht.

Was war neu an der Besetzung?

Die Besetzung und das Zusammenleben in der Uni

haben uns stimuliert. Es hat sich ein wirklich intensives intellektuelles Leben entwickelt. Wir haben Arbeitsgruppen gegründet und uns mit Themen wie Armut, dem Gesundheitssystem, Immigration und Bildung auseinandergesetzt. Unsere Parteien reden über solche Themen nicht.

Welche Resultate haben die Arbeitsgruppen erzielt?

In der mittlerweile veröffentlichten Bildungserklärung geht es darum, dass wir eine Bildung wollen, die intellektuell unabhängige und kritische Personen hervorbringt. Die Geistes- und Sozialwissenschaften sollten wieder eine größere Rolle spielen und von staatlicher Seite mehr gefördert werden. Derzeit fließen die Gelder vor allem in Fächer in Zusammenhang mit Wirtschaft, die sich mit den neoliberalen Vorstellungen unserer Parteien decken. Unsere Bildung sollte aber auch unsere Zivilgesellschaft stärken. Zur Veröffentlichung der Erklärung zum Thema Gesundheit ist es leider nicht gekommen, obwohl sie schon sehr ausgereift war. Da haben MedizinstudentInnen und ProfessorInnen mitgearbeitet, also jene Leute, die die wirklichen Probleme in diesem Bereich kennen. Im Mittelpunkt stand die Forderung, dass Gesundheitsversorgung ein Recht und kein Privileg sein soll.

Die Soziologin Mariya Ivancheva beschrieb die BesetzerInnen als antikommunistisch, neoliberal, an sozialen Themen uninteressiert. Wie würdet ihr euch beschreiben?

Unter uns BesetzerInnen gab es eine große Vielfalt an Meinungen und Zielen. Einige waren neoliberal, andere antikommunistisch und andere wiederum links eingestellt. Ich würde insgesamt von einer sehr pluralistischen Bewegung sprechen. Zudem würde ich sagen, dass wir uns sehr viel mit sozialen Themen auseinandergesetzt haben.

Wie sieht es derzeit mit der Uni-Besetzung aus?

Nur noch ein einziger Hörsaal ist besetzt, die Besetzung naht ihrem Ende. Außerdem hat die Bewegung viel von ihrer intellektuellen Dynamik verloren. Die Luft ist draußen. Es geht jetzt vor allem um Aktionen beim Parlament.

Wodurch erklärst du dir diesen „Verlust der Intellektualität“?

Vielleicht waren zu viele heterogene Kräfte am Prozess beteiligt. Die eine Gruppe setzte auf intellektuelle Debatten. Die andere Gruppe hat sich auf den Rücktritt der Regierung und öffentliche Protestaktionen konzentriert – darunter auch die InitiatorInnen der Uni-Besetzung. Du kannst den Rücktritt aber nicht durch die Proteste auf der Straße erzwingen. Und selbst wenn die Regierung zurücktritt, würde das nichts ändern. Aus meiner Sicht liegt der Schlüssel zur Veränderung darin, dass die neuen Denkanstöße der Besetzungsbewegung mit der Regierung verhandelt werden – aber auch das wird wohl so bald nicht passieren.

Bei den Protestaktionen vor dem Parlament kam es mitunter zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Demonstrierende wurden verhaftet und RegierungsgegnerInnen sollen von den Sicherheitsbehörden überwacht werden.

Das ist alles sehr problematisch. Vor allem das Überwachungsthema wird zurzeit viel diskutiert. Viele Studierende haben Angst überwacht zu werden. Die Regierung versucht mit allen Mitteln an der Macht zu bleiben.

Wie geht es in den nächsten Wochen weiter?

Fest steht, dass die Zahl der Protestierenden auf der Straße von Tag zu Tag abnimmt. Ich kann mir aber vorstellen, dass die Proteste im Jänner oder Februar wieder aufflammen – dann werden die alljährlichen Heiz- und Stromrechnungen fällig und die Leute spüren den Druck der Krise wieder.

Was nimmst du an Positivem aus den Protesten mit?

Wir haben eine neue Sprache entwickelt – fernab vom vorherrschenden Mainstream und dem neoliberalen Paradigma unserer politischen Parteien. Das war nicht nur sehr bereichernd, sondern tatsächlich etwas Neues.

*Mona El Khalaf hat Internationale Entwicklung und Arabistik an der Universität Wien studiert und ist freie Journalistin.*

# Unversichertes Amerika

**Obamacare sollte das marode Gesundheitssystem der USA aufpäppeln. Die neue Krankenversicherung hat jedoch noch einige Kinderkrankheiten und zeigt die ideologischen Gräben in den Staaten.**

Seit Oktober 2011 ist Tobias Salinger nicht mehr krankenversichert. Über zwei Jahre sind seit seinem letzten Arztbesuch vergangen – keine Zahnärztin, keine Vorsorgeuntersuchung. Wenn seine Allergien unerträglich werden, holt er sich Medikamente aus der Apotheke. „Ich weiß, es ist nicht gut, solange nicht zum Arzt zu gehen“, sagt der Amerikaner, der Journalismus studiert und in Brooklyn wohnt.

Doch nun soll sich das ändern. Seit 1. Oktober ist das Kernstück des *Affordable Care Act* – auch *Obamacare* genannt – in Kraft: Alle 48 Millionen unversicherten Amerikaner\_innen sollen bald eine Krankenversicherung haben. Das Gesetz schreibt den privaten Versicherungsanbietern Mindeststandards vor und verpflichtet Amerikaner\_innen bis 31. März 2014 eine Krankenversicherung beim Anbieter ihrer Wahl abzuschließen. Ansonsten ist eine Strafgebühr von ein Prozent des Einkommens fällig. Ganz im Sinn der Marktlogik soll der Wettbewerb zwischen den privaten Versicherungsanbietern Krankenversicherungen günstiger machen.

*Obamacare* räumt mit den schlimmsten Ungerechtigkeiten im amerikanischen Gesundheitssystem auf. Mehr Menschen mit geringem Einkommen haben in Zukunft Anspruch auf die staatliche Gratiskrankenversicherung *Medicaid*. Eine gesetzlich geregelte Mutterschaftskarenz oder Krankenstand treten zwar auch mit der Reform noch immer nicht in Kraft, aber die Versicherungen dürfen Patient\_innen nicht mehr wegen früherer Erkrankungen ablehnen, höhere Prämien für Frauen verlangen oder eine Obergrenze für bezahlte Leistungen einziehen. Bisher blieben Patient\_innen trotz bestehender Krankenversicherung

oft auf sechsstelligen Krankenhausrechnungen sitzen, weil ihre Versicherungspolize nur Behandlungskosten bis maximal 150.000 Dollar pro Jahr deckte. Dementsprechend waren horrendere Behandlungskosten für 62 Prozent der Privatkonkurse in den USA verantwortlich.

Tobias hat seine Krankenversicherung verloren, als er seine Stelle im Büro der Kongressabgeordneten Claire McCaskill aufgab. Als der Kongress im März 2010 mit einer knappen Mehrheit für den *Affordable Care Act* stimmte, arbeitete er gerade für die Demokratin aus Missouri. An den Tag erinnert sich der Student noch gut: „Für mich war es ein Grund zu feiern“, sagt Salinger, „doch niemand organisierte eine Party.“ Den 900 Seiten langen Gesetzestext, den damals alle Kongressmitarbeiter\_innen ausgehändigt bekamen, hat sich Salinger aufgehoben. Über drei Jahre später kann sich der Student nun endlich für *Obamacare* anmelden.

Craig Giammona hingegen ist sauer. Für ihn und viele andere bedeutet der *Affordable Care Act* in erster Linie höhere Kosten. Anders als der Name vermuten lässt, wird eine Krankenversicherung für viele durch das Gesetz weniger „affordable“. Der Student hatte bisher eine sogenannte Katastrophenkrankenversicherung („catastrophic health insurance“). Das bedeutet: Alles unter 10.000 Dollar muss Giammona selbst bezahlen, erst bei höheren Kosten setzt seine Versicherung ein. „Das ist mein Plan: Ich versuche gesund zu bleiben“, sagt er. Doch eine solche Minimalversicherung ist unter dem neuen Gesetz nicht mehr zulässig und Giammonas Versicherung musste ihn kündigen. Statt 185 Dollar im Monat wird er

nun 307 Dollar monatlich zahlen müssen. „Es ist ein schlechtes Gesetz. Eine umfassendere Reform würde ich jedoch unterstützen“, sagt Giammona. Gerade junge, gesunde Menschen wie Craig sind jedoch für den Erfolg der Versicherungsreform entscheidend. Jede Versicherung funktioniert nach dem gleichen Prinzip: Je größer die Masse der Versicherten, desto stärker verteilt sich das Risiko und umso niedriger ist die Versicherungsprämie. Nur wenn sich genug gesunde Menschen anmelden, kann das System auch für Kranke kostendeckend sein.

**KRITIK VON ALLEN SEITEN.** Obamas Gesundheitsreform wurde von Anfang an von lautstarker Kritik von rechts begleitet. 47 Mal hat die republikanische Mehrheit im Repräsentant\_innenhaus für eine Aufhebung des Gesetzes gestimmt. Und 47 Mal hat Präsident Obama dagegen sein Veto eingelegt. Schon jetzt ist klar, dass die republikanische Partei versuchen wird, *Obamacare* zum Hauptthema bei den Parlamentswahlen im November 2014 zu machen. Endgültig entschieden wird die Debatte aber wohl erst 2016, wenn ein neuer Präsident oder eine neue Präsidentin gewählt wird.

Die konservative Vereinigung der Kleinunternehmer\_innen *National Federation of Independent Business* (NFIB) ist eine jener Gruppen, die in Washington massiv für eine Gesetzesänderung lobbyiert. Sie befürchtet beträchtliche Mehrkosten für ihre Mitglieder. Traditionell beziehen die meisten Amerikaner\_innen ihre Krankenversicherung über ihre Arbeitgeber\_innen. Wichtiges Kriterium für die Jobwahl sind neben dem Gehalt immer auch die sogenannten „benefits“. Dabei verhandeln Arbeitge-



Craig Giammona ist sauer, er muss künftig mehr zahlen.

ber\_innen mit Versicherungen über die Bedingungen für ihre Arbeitnehmer\_innen. Waren erstere bisher nicht dazu verpflichtet, ihre Angestellten zu versichern, ändert *Obamacare* diesen Umstand ab 2015. Firmen mit mehr als 49 Vollzeitangestellten müssen von nun an eine Krankenversicherung für jede\_n vollbeschäftigte\_n Mitarbeiter\_in abschließen oder 2.000 Dollar Strafe pro Angestelltem\_r zahlen. „Viele Arbeitgeber kürzen deshalb die Arbeitsstunden von Angestellten, um so Vollzeit- in Teilzeitstellen umzuwandeln“, sagt der Sprecher von NFIB Jack Mozloom. So können sie die Strafgebühren und die Kosten für Krankenversicherungen umgehen. An die komplette Rücknahme des Gesetzes glauben jedoch selbst die Gegner\_innen nicht mehr wirklich. „Wir erkennen an, dass eine volle Aufhebung vorerst unwahrscheinlich ist“, schätzt Cynthia Magnuson von NFIB die Situation ein.

Die Diskussion um *Obamacare* spiegelt die tiefen ideologischen Spaltungen in den USA wider. Vor allem in den republikanisch dominierten Bundesstaaten im Süden und im Mittleren Westen ist ein Großteil der Bevölkerung skeptisch gegenüber allen staatlichen Regelungen und denkt, dass der oder die Einzelne für sein Schicksal selbst verantwortlich sei, nicht der Staat. Das bedeutet, niemand solle verpflichtet werden, eine Krankenversicherung abzuschließen. Kostensenkungen im Gesundheitssektor wären demnach am besten durch einen entfesselten Markt erreichbar.

Seit dem Anlauf von *Obamacare* im Oktober, reißt aber auch die Kritik von linker Seite nicht mehr ab: Das Gesetz gehe nicht weit genug. Wie in vielen anderen Ländern solle der Staat die Krankenversicherung

übernehmen. Dadurch würde sich das Kostenrisiko tatsächlich auf viele verteilen und die Kosten für Behandlungen und Medikamente könnten gesenkt werden. Der eigentliche Hintergrund der Reform sind nämlich die horrenden Kosten der medizinischen Versorgung in den USA. Während in Österreich im Jahr 2011 pro Kopf umgerechnet 4.546 Dollar für Gesundheitsleistungen aufgewendet wurden, waren es in den USA laut OECD 8.508 Dollar. Dabei gehen die Österreicher\_innen im Schnitt 6,9 mal im Jahr zum Arzt, während Amerikaner\_innen nur auf 4,1 Arztbesuche kommen.

**TEURERE, BITTERE PILLEN.** Richtig zufrieden mit dem Gesetz ist eigentlich nur die Versicherungsbranche. Viele der 48 Millionen Amerikaner\_innen ohne Krankenversicherung (bei einer Gesamtbevölkerung von 311 Millionen) werden demnächst zu ihren Kund\_innen. Die günstigste und gleichzeitig populärste Versicherungsvariante, der sogenannte „Bronze Plan“, kostet laut *marketwatch.com* im Schnitt 249 Dollar pro Monat. Doch bisher ist der Andrang auf *Obamacare* „bescheiden“, wie Susan Millerick vom Versicherungsriesen *Aetna* sagt. *Obamacare* ist für viele schlichtweg zu teuer. Die Wirtschaftskrise und die hohe Arbeitslosigkeit haben die Mittelklasse schwer getroffen – die Reallöhne stagnieren seit Jahren.

Tatsächlich tut das Gesetz auch wenig, um die hohen Kosten für Gesundheitsleistungen einzudämmen. Wie das *Time Magazine* mit der Titelgeschichte „Bitter Pill“ im März gezeigt hat, verrechnen Krankenhäuser ihren hilflosen Patient\_innen Fantasiesummen. Als Teil einer 84.000 Dollar schweren Rechnung für eine Chemotherapie verlangte die Krebsklinik *MD Anderson* sieben



Tobias Salinger will sich nun endlich für *Obamacare* anmelden.

Dollar pro Alkoholtupfer. Online kann man 200 Stück davon um 1,91 Dollar bestellen.

Anders als in Österreich agieren Krankenhäuser in den USA gewinnorientiert. Die Kliniken erwirtschaften riesige Überschüsse und zahlen Millionengehälter an ihre Leiter\_innen. In dünn besiedelten Gegenden besitzen die Krankenhäuser oft Monopolstatus und können den Versicherungen und Patient\_innen die Preise diktieren. Die Gesundheitsbranche ist in den USA inzwischen bei weitem der größte Wirtschaftssektor.

Überraschend an der großen Krankenversicherungsreform ist vor allem auch die holprige Umsetzung. Die staatliche Website *healthcare.gov* zur Anmeldung für die Krankenversicherung war so fehlerhaft, dass sie bald wieder offline ging. Im ersten Monat haben gerade einmal 106.000 Amerikaner\_innen die *Obamacare*-Versicherung abgeschlossen.

Auch Tobias Salinger kann sich heute nicht anmelden. Die Homepage des Bundesstaats New York sagt, dass seine Identität nicht festgestellt werden kann. Am Telefon erfährt er, dass er auf einen Brief mit weiteren Instruktionen warten solle. Erst dann wird er erfahren, ob er sich eine Krankenversicherung überhaupt leisten kann. Mehr als 100 Dollar pro Monat könne er nicht zahlen. Immerhin lebt der Student derzeit von Studienkrediten. Als letzte Hoffnung bleibt ihm noch ein Antrag auf *Medicaid*, die Krankenversicherung für Arme.

*Dominik Wurnig studiert Journalismus an der CUNY Graduate School of Journalism in New York.*

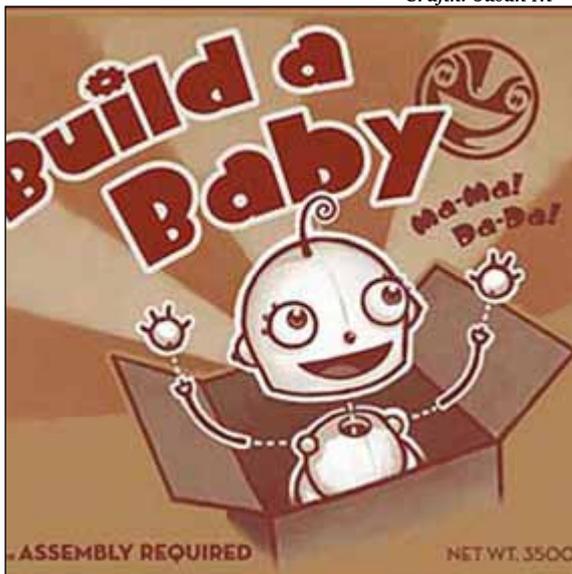
Fotocollage: Archiv



**GENFOOD-LABEL**

Bei einer Volksabstimmung im US-Bundesstaat Washington haben sich 54,8 Prozent der Wähler\_innen gegen eine Kennzeichnungspflicht genetisch veränderter Lebensmittel ausgesprochen. Wie auch 2012 in Kalifornien lagen jedoch bis kurz vor Beginn der Abstimmung die Befürworter\_innen des Labels in den Umfragen vorne. Sie hatten etwa acht Millionen US-Dollar in ihre Kampagne investiert, die Gegner\_innen insgesamt 22 Millionen Dollar. (ML)

Grafik: Susan Ni



**KINDER NACH MASS**

In den USA hat das von Google mitbegründete Unternehmen 23andme ein Patent auf die Selektion von menschlichen Samen- und Eizellen erhalten. Damit sollen Eltern künftig vor der künstlichen Befruchtung beispielsweise Augenfarbe oder Herzinfarktrisiko des Kindes auswählen können. Gegner\_innen sehen darin einen unzulässigen Verstoß gegen die Menschenwürde und kritisieren, dass genetische Identität damit von Mode und Markt abhängig gemacht werde. (ML)

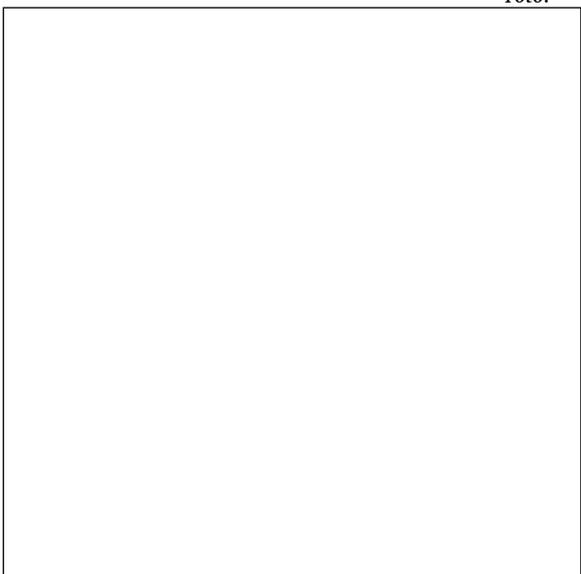
Tabelle: www.parlament.gv.at

Klub	Anzahl Mandate	davon Frauen	%
SPÖ	52	20	38,46
ÖVP	47	14	29,79
FPÖ	40	7	17,50
GRÜNE	24	13	54,17
STRONACH	10	4	40,00
NEOS-LIF	9	2	22,22
ÖK	1	1	100,00

**FRAUEN IM PARLAMENT**

Nur 61 der 183 Abgeordneten des neugewählten Nationalrats sind weiblich. Das entspricht genau einem Drittel, womit Österreich im internationalen Vergleich lediglich auf Platz 25 liegt. Die Grünen weisen mit 54 Prozent den höchsten Frauenanteil auf, darauf folgen das Team Stronach mit 40 Prozent, die SPÖ mit 38 Prozent, die ÖVP mit 29,8 Prozent und die NEOS mit 20 Prozent. Schlusslicht ist die FPÖ mit 17,5 Prozent. (ML)

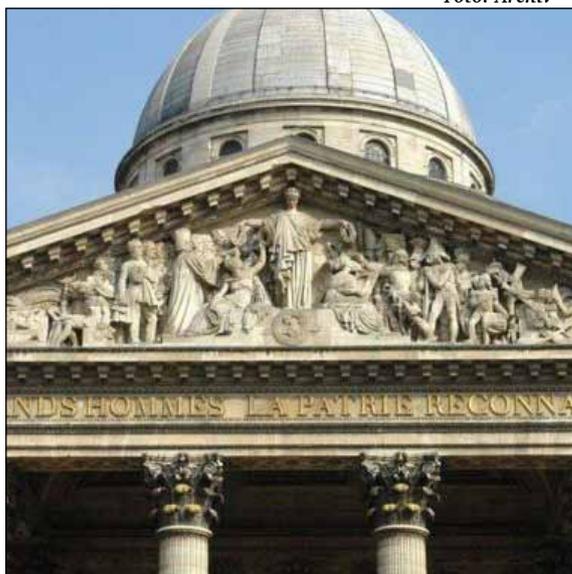
Foto:



**NEUE MORGENRÖTE**

In Ungarn gibt es eine neue rechtsextreme Partei namens Ungarische Morgenröte. Mitglieder sind unter anderem Abtrünnige der im Parlament vertretenen Jobbik-Partei. Vorbild ist die griechische Neonazi-Partei Goldene Morgenröte. Die Mitglieder wollen ihre Familienstammbäume online veröffentlichen, um zu zeigen, dass keine ihrer VorfahrInnen jüdisch ist. (RK)

Foto: Archiv



**FRAUEN FÜRS PANTHEON GESUCHT**

Frankreichs Präsident Hollande hat in Zeiten der Krise plötzlich andere Sorgen: Er muss mehr Frauen für das Pariser Pantheon finden. Dort werden die bedeutendsten historischen Persönlichkeiten des Landes begraben. Derzeit liegen im Pantheon neben 72 Männern nur die Frau eines Wissenschaftlers und Marie Curie. Wer das Rennen machen soll, wird in Frankreich heiß diskutiert. (RK)

Foto: Moritz Groß



**ARGENTINISCHE KLAGEWELLE GEGEN SPANIENS EX-DIKTATOR**

Weil sich Spanien bisher gewehrt hat, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit der Franco-Diktatur aufzuarbeiten, hat jetzt eine Riege argentinischer AnwältInnen mehr als 200 Klageschriften ehemaliger politischer Gefangener eingebracht. Damit soll die Einrichtung einer Wahrheitskommission erwirkt werden, die sich Umfragen zufolge insbesondere auch junge SpanierInnen wünschen. (RK)

dossier

# Ökonomie der Emotionen

Von großen Gefühlen  
und anderen Herzensangelegenheiten



# Gefühlsduselei

## „I feel it in my bones“

Die Knie schlottern vor Angst, es treibt uns die Schamesröte ins Gesicht, wir schäumen vor Wut, strahlen vor Freude und haben Schmetterlinge im Bauch. Die Art und Weise, wie wir über Gefühle sprechen, weist dem Körper eine wichtige Rolle zu. Die Frage, in welchem Verhältnis die physische Komponente unserer Emotionen zu sozialen und kulturellen Faktoren steht, ist unter GefühlsexpertInnen jedoch umstritten. NeurobiologInnen betrachten Emotionen primär als Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels von Botenstoffen im Gehirn. Das sei zu kurz gegriffen, kritisieren viele Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen und plädieren stattdessen dafür, Emotionen als konkrete, historisch und kulturell situierte soziale Phänomene zu verstehen. Ekel beispielsweise manifestiert sich als körperliches Gefühl. Was Menschen dazu veranlasst, die Nase zu rümpfen und sich angewidert abzuwenden, unterscheidet sich jedoch nicht nur individuell, sondern hängt stark von sozialen und kulturellen Normen ab.

## Logik der Gefühle

Emotionen sind ambivalent konnotiert: Als Gegenstück zur gefühlskalten Rationalität erscheinen sie als Garant sympathisch kuscheliger Gefühlswärme und authentischer Ausdruck unserer Menschlichkeit. Auf Mr. Spocks Heimatplaneten Vulkan hingegen ist einst wegen überbordender Gefühle alles außer Kontrolle geraten. Die Lösung: Die VulkanierInnen meditieren seither gegen ihre Gefühle an und wurden so zu reinen RationalistInnen. In Kontrast zur abwiegenden Vernunft haben Emotionen also auch einen Ruf als irrationale Störenfriede und ChaosstifterInnen. Die Politologin Birgit Sauer plädiert hingegen dafür, Emotionen in ein neues Licht zu rücken, wenn sie schreibt: „Gefühle unterscheiden sich von Vernunft und Rationalität nicht in ihrer A-Logik oder in ihrer Irrationalität, sondern Gefühle sind ebenso wie Vernunft logisch. Beides sind verschiedenartige soziale Praxen, und Gefühle sind wie Rationalität eine spezifische Form von *Wissen*.“

## „Boys don't cry“

„Beim Weib behaupten Gefühl und Gemüt, beim Manne Intelligenz und Denken die Oberhand.“ Ganz unverblümt wurde 1904 in Meyers großem Konversationslexikon festgestellt, was bis heute in diversen (teils subtileren) diskursiven Varianten durch Stammtischgespräche sowie Frauen- und Männermagazine geistert. Dass die hartnäckige Vorstellung von den gefühlsduseligen Frauen und emotionsfernen Männern aber nichts mit natürlichen Unterschieden zu tun hat, sondern erst im Zuge des 19. Jahrhunderts etabliert wurde, haben feministische HistorikerInnen gezeigt: Mit der bürgerlichen Moderne wurde die polarisierte und hierarchisierte Zweigeschlechtlichkeit zur Institution, die ihre Legitimation unter anderem in einer Essenzialisierung des Verhältnisses von Geschlecht und Gefühl fand. Die „emotionalisierte Weiblichkeit“ und die „feminisierten Gefühle“ wurden in die Privatsphäre verbannt, Öffentlichkeit und Politik wurden zur männlich dominierten, angeblich emotionsfreien Sphäre erklärt. Heute weinen Maskulinisten bittere Tränen, wenn sie Macht an Frauen abgeben sollen.

## „Love ...“

Die Liebe ist das wohl meistbesungene, -gepriesene, aber auch -verfluchte unter den Gefühlen. Als Refugium der Herzenswärme, der uneigennütigen Hingebung und der intimsten Offenbarung unseres Selbst gilt sie als heroische Gegenspielerin der kalkulierenden Profitlogik und eines gefühlskalten Materialismus. Wo die Liebe siegt, scheint auch die Freiheit zu siegen – über arrangierte Vernunftsehen, ökonomische Zwänge und herrschende Normen. Das sah nicht nur Jane Austen so, sondern auch die Hippie-Bewegung. Bereits Tristan und Isolde brachten mit ihrer Liebe die politische und nationale Ordnung ins Wanken. „Die Liebe vermittelt eine Aura der Transgression, sie verspricht und fordert eine bessere Welt“, schreibt die Soziologin Eva Illouz über die ideale Vision romantischer Liebe, zu deren AnhängerInnen gewissermaßen auch Karl Marx und Friedrich Engels zählen, verknüpften sie doch die Utopie der Befreiung von der Knechtschaft im Kommunismus mit der Verheißung der „wahren“, interesselosen Liebe.

## ... will tear us apart, again“

Dass die Romantik als Maß aller Dinge auch ihre Tücken hat, wissen nicht nur die vom Liebeskummer Gebeutelten. In „Die Kunst des Liebens“ kritisierte Erich Fromm schon in den 1950ern, dass die moderne Liebe zunehmend marktwirtschaftlichen Charakter habe und das Liebespaar zunehmend zu einem „Arbeitsteam“ verkomme. Wird uns die Liebe also doch nicht retten? Eva Illouz sieht unser modernes Verständnis von Liebe zum Einen durchaus als Ausdruck gesteigerter Autonomie und Emanzipation. Zum Anderen sei die romantische Praxis heute aber unweigerlich mit der postmodernen Konsumkultur verzahnt – nicht nur, wenn jedes Jahr am Valentinstag alle in den Blumenladen pilgern. So tief sich die Romantik in unsere Welt eingraviert hat, selbst in der Liebe bleibt nichts beim Alten: Im Zeitalter der Globalisierung ist das romantische Plätzchen der transnational Verliebten und der Fernbeziehungen immer öfter *Skype*. Und nicht zuletzt durch Online-PartnerInnen-Börsen und Dating-Apps verändern neue Kommunikationstechnologien die Logik unseres Liebeslebens.

## „Shiny happy people“

1881 träumte der irische Ökonom Francis Edgeworth von einer Maschine zur Messung des Glücks: dem Hedonometer. Auch heute versuchen zahlreiche GlücksforscherInnen das gute Gefühl zu messen, um in Rankings wie dem „Happy Planet Index“ sichtbar zu machen, wo die Menschen vor Glück fast platzen und wo es eher traurig zugeht. Die Glücksrankings werden oft als Alternative zum ökonomischen Reduktionismus des Bruttonationalprodukts präsentiert. KritikerInnen halten dagegen, das Glück werde gerade durch seine Definition als mess- und vergleichbarer Indikator von einer ökonomistischen Logik vereinnahmt. Nichtsdestotrotz haben sich Peter Dodds und Chris Danforth daran gemacht, Edgeworths Traum zu realisieren: Ihr Hedonometer analysiert täglich unzählige Tweets und soll so aufzeigen, wann und warum die Menschheit besonders glücklich ist. Damit sollen sich unter anderem Regierungen ein Bild vom Wohlbefinden der Bevölkerung machen. Einige Ableitungen bezüglich der Maximierung des Glücks könnten umgehend aus den bunten Grafiken gezogen werden: Todesfälle von Stars wie Michael Jackson wären zu vermeiden und am besten wäre ohnehin immer Weihnachten oder Wochenende!

# Markt der Emotionen

An der dänischen KAOSPilot Business School lernen Studierende und Firmen, wie Emotionen genutzt werden sollen, um Produkte und Dienstleistungen zu verkaufen.

Ende der 1990er-Jahre wurde von den beiden US-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlern B. Joseph Pine und James H. Gilmore das Ende der „Service economy“ und der Übergang hin zur „Experience economy“ verkündet. Im Zentrum der individuellen Konsumententscheidung stehen aus ihrer Sicht nicht mehr bloß Preis und Qualität des Produkts, sondern Erfahrungen und Emotionen, die mit dem Produkt und dem Unternehmen verbunden werden. Um diese Identifikation von Käufer\_in und Produkt zu erreichen, müssen Unternehmen laut den Wissenschaftlern möglichst authentisch agieren. Events und besonders Sponsoring gelten dabei als Schlüssel zum Erfolg.

Emotionen gewinnen somit zunehmend an Bedeutung für den Kaufprozess. Handelt es sich beim sogenannten „Staging“, der Entwicklung von auf Emotionen abzielenden Marketingstrategien, um eine manipulative Verkaufstaktik? Als besonders erfolgreiches Beispiel dafür gilt *Red Bull*, dem Attribute wie Draufgänger-tum und Verwegenheit bescheinigt werden. Von *Red Bull* gesponserte Athlet\_innen stürzen sich aus fast 40.000 Metern Höhe in den Abgrund, um dem Unternehmen Pluspunkte in Sachen Authentizität zu verschaffen. Haben solche Aktivitäten, derer sich beileibe nicht nur *Red Bull* bedient, noch mit dem Produkt zu tun? Der Verdacht, dass emotional geladene Marketingstrategien über Produktions- und Verkaufsbedingungen unserer bunten Warenwelt hinwegtäuschen sollen, liegt nahe.

*progress* hat im Gespräch mit einem Vertreter des Experience Design nach dem Weltbild hinter der Emotionalisierung des Konsums gefragt. Niels Jensen ist Alumnus und Verantwortlicher für das *Experience Design-Programm* der KAOSPilot Business School im dänischen Århus.

**progress:** Was ist Experience Design und wie wird es vermittelt?

**Jensen:** Üblicherweise schicken Unternehmen einzelne Angestellte in unsere dreitägigen Workshops. Wir bitten



Foto: KAOSPilot

Niels Jensen bei einem Workshop an der KAOSPilot Business School

sie mit einer konkreten Problemstellung aus der Praxis zu uns zu kommen, die wir dann besprechen und gemeinsam angehen. Wir überlegen uns gute Geschichten und Erfahrungen, die wir mit einzelnen Produkten, Dienstleistungen oder Marken verbinden. Unternehmen kommen zu uns, um Anregungen zu bekommen, wie sie bestimmte Konsumerfahrungen prägen können, etwa mit Konzepten für Stores oder Events. Dafür spielen wir verschiedene Situationen etwa mit Rollenspielen oder Improvisationstheater durch, damit sich die Unternehmen selbst mit genau dem Gefühl, das sie ihren Kundinnen und Kunden vermitteln wollen, identifizieren können. Sie sollen selbst formulieren, welche Emotionen ihre Angebote auslösen sollen. Es gibt bestimmte Werte, die uns in unserem Konsumverhalten leiten, und wir möchten diese Werte, wie etwa Nachhaltigkeit oder soziale Verantwortung, von den von uns gewählten Unternehmen repräsentiert sehen. Und am allerwichtigsten ist es, Konsumentinnen und Konsumenten das Gefühl zu geben, dass sie ihre eigene Konsumerfahrung mitgestalten. Menschen möchten den Firmen in ihrem Alltag begegnen, etwa in Form von Events.

Das klingt gewissermaßen nach Manipulation. Führt Experience Design Konsumentinnen und Konsumenten mit konzeptionierten Erfahrungen und Emotionen nicht auch in die Irre?

Informationen sind heute so leicht zugänglich, dass ich darin keine Gefahr sehe. Positive Erfahrungen im Konsum von Produkten eines bestimmten Anbieters können nur dann erzeugt werden, wenn positive Prinzipien, wie etwa Wertschätzung, auch fix in der dortigen Unternehmenskultur verankert sind. Andernfalls wirkt es nicht authentisch. Es geht darum, mit bestimmten Situationen zu spielen, und auszuloten, wie ein Unternehmen sich bestmöglich positiv, aber auch authentisch präsentieren kann.

Joseph Pine behauptet Authentizität sei heute der entscheidende Faktor für eine Konsumententscheidung. War das jemals anders?

Seit ungefähr 50 Jahren beobachten wir eine Desintegration alter gesellschaftlicher Institutionen wie Familie oder Kirche. Durch den Verlust dieser stabilen Anhaltspunkte sind wir auch als Konsumenten und Konsumentinnen ständig auf der Suche nach Sicherheit. Gleichzeitig haben wir mehr Geld und mehr Freizeit als je zuvor. Da wir heute

nicht mehr 16 Stunden täglich damit beschäftigt sind für unser Auskommen zu arbeiten, bleibt mehr Zeit für die Beschäftigung mit der eigenen Identität. Konsum ist identitätsstiftend geworden. In authentisch empfundenen Gütern finden wir uns oft selbst wieder.

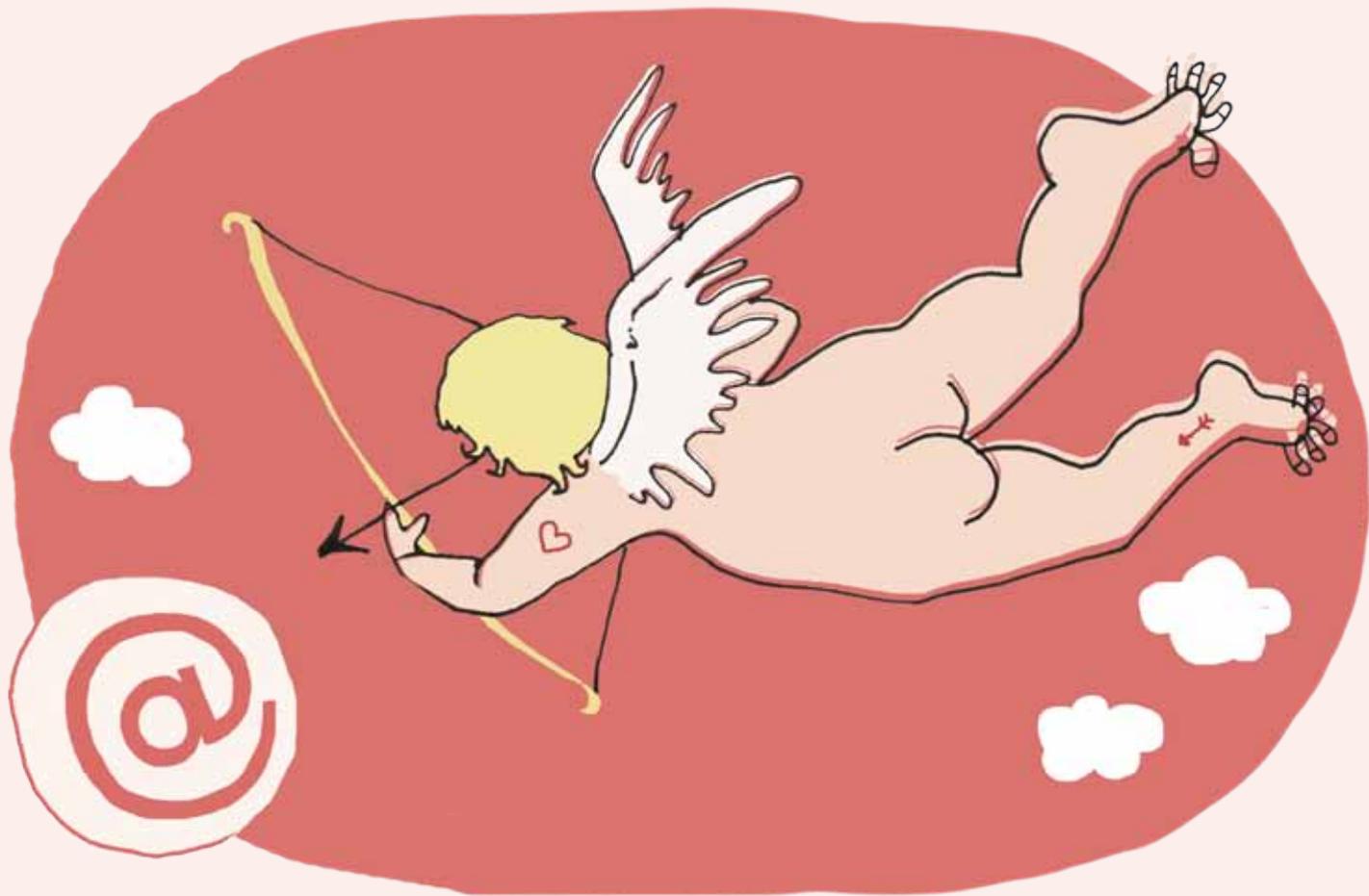
Dass Menschen heute mehr Geld und Zeit als jemals zuvor haben, steht im krassen Gegensatz zu Phänomenen wie Burn-out oder Working Poor. Ist Experience Design ein Marketingkonzept, das nur bei einkommensstarken Konsumgruppen zieht?

Es ist ein Konzept für westliche Märkte, ja. Trotz einer extremen Polarisierung zwischen Arm und Reich, sehe ich die Nachfrage nach ökologischen Produkten aber als etwas Universelles an, ungeachtet der Einkommensstärke. Das gilt auch für Trends wie Freiwilligenarbeit. Es gibt eine allgemeine Nachfrage danach, Gutes zu tun. In einer dynamischen und sich rasch verändernden Welt streben wir nach einem aktivierenden Selbstbild und wollen Anteil nehmen.

Eine gesteigerte Nachfrage danach, Gutes zu tun, würde auch bedeuten, dass sich das auf Unternehmenspolitiken auswirkt. Ist der verstärkte Ruf nach mehr Corporate Social Responsibility (CSR) mehr als nur ein Marketing-Gag?

Ich glaube, dass CSR sowohl reines Marketing als auch ernst gemeint sein kann. Wenn es die Forderung nach fair gehandelten Produkten oder guten Arbeitsbedingungen gibt – warum sollte ein Unternehmen nicht darauf eingehen? Warum können wir nicht gemeinsam mit Unternehmen für eine gute Sache kämpfen? Wenn es so einfacher ist finanzielle Mittel für Kampagnen aufzustellen, sehe ich das als eine durchwegs positive Entwicklung. Mit mehr Geld kann auch mehr bewirkt werden. Große gesellschaftliche Herausforderungen werden wir als Zivilgesellschaft in Zukunft nur gemeinsam mit Unternehmen und dem öffentlichen Sektor angehen können.

*Vinzent Rest studiert Internationale Politische Ökonomie in Kopenhagen.*



# Romantik zwischen Suchfiltern

Die Verheißung einer Industrie: „Ist das wofür wir leben, das Größte wovon wir träumen, wirklich so schwer zu finden? Jetzt den passenden Partner finden!“ Mit diesem Spruch wirbt eines der größten und zugleich ältesten Online-Dating-Services im deutschsprachigen Raum: *Parship*. Ein Slogan und zugleich Sinnbild für eine ganze Branche, die Singles helfen will den „idealen Match“ zu finden. Portale wie *Elitepartner*, *Friends-Scout24* oder *OkCupid* machen ihren KundInnen Hoffnung auf baldige Zweisamkeit – und zwar effizient, mit möglichst wenig Aufwand und das bequem von zu Hause oder unterwegs. Können sie diese Versprechen einlösen? Und verändert der Online-Datingmarkt die Art und Weise, wie wir Beziehungen denken, fühlen und leben?

Basierend auf vorgeblich wissenschaftlichen Tests sollen die PartnerInnenvermittlungen im Internet den „perfekten Match“ ermöglichen. Wer sich auf *Parship* anmeldet, füllt zuerst circa 30 Minuten lang einen Fragebogen über Beziehungsvorstellungen, Selbsteinschätzung und Lebensplanung aus. Ist das eigene Profil dann angelegt, werden einem/r so-

**Immer mehr Menschen suchen die Liebe im Internet. Der Alltag auf diesen Plattformen bewegt sich zwischen Rationalität und ersehnter Intimität.**

gleich jene UserInnen gemeldet, deren Antworten den eigenen am nächsten kommen. Ohne einen Mitgliedsbeitrag bezahlt zu haben, der sich bei den größten Anbietern auf stattliche 30-60 Euro pro Monat beläuft, sind die potentiellen Traumfrauen und -männer aber nur auf verpixelten Bildern zu sehen. Ob kostenpflichtig oder nicht, die meisten Plattformen bieten ihren NutzerInnen Suchfilter an, mittels derer sie die Profile der anderen Online-DaterInnen sortieren können, ganz nach den eigenen Bedürfnissen: nach Alter, sexueller Orientierung, Hobbies oder Monatseinkommen. Damit soll die Suche nach potentiellen PartnerInnen effizienter und einfacher werden.

**OBERFLÄCHLICHE KRITERIEN.** Erste Erfahrungen mit der gezielten PartnerInnensuche im Netz hat der

Kurzfilmregisseur Gregor Schmidinger in seiner Jugend gemacht. Der heute 28-Jährige ist in einer kleinen Gemeinde in Oberösterreich aufgewachsen und hat mit 16 sein erstes Profil auf *braveboy.de* angelegt. Bis Anfang 2013 war er regelmäßig auf Dating-Seiten unterwegs, zuletzt vor allem auf *Gayromeo* und der Dating-App *Grindr*. Schmidinger kennt sich also aus mit der Alltagskultur auf diesen Seiten. „Es funktioniert sehr schemenhaft, man geht sehr systematisch vor und sortiert nach oberflächlichen Kriterien aus. Dabei lässt man sich natürlich nie wirklich auf jemanden ein“, sagt er. Getroffen hat sich Gregor Schmidinger nur selten mit Personen, die er aus dem Netz kannte. Wenn doch, dann war das für ihn meist eine Enttäuschung. „Man hat ein gewisses Bild im Kopf. Es entstehen schnell Vorstellungen und Hoffnungen, wie je-

mand sein wird. Wenn man die Person dann trifft, unterscheiden sich oft die eigenen Erwartungen von der Realität. Es fehlen im Netz einfach bestimmte Informationen, wie etwa das Haptische, die Gestik, wie jemand spricht.“

Wie NutzerInnen mit dem Versprechen der Dating-Plattformen umgehen, hat der Sozial- und Kulturwissenschaftler Kai Dröge von der Universität Frankfurt in den Blick genommen. Allgemein liegt für Dröge der Grund dafür, dass die romantische Liebe zum dominanten Beziehungsideal geworden ist, in der zunehmenden Rationalisierung und Individualisierung. „Natürlich wird die Liebe dadurch mit extrem hohen Erwartungen aufgeladen: Sie soll kompensieren, woran wir in der modernen Gesellschaft leiden“, erklärt er. Zwar sei auch unsere Beziehungswelt abseits des Internets von ökonomischer Rationalität durchzogen, Online-Dating verstärke diese Tendenz aber noch, „indem es eine Art Online-Shopping-Plattform entwirft, wo Personen anhand standardisierter Merkmale vergleichbar gemacht werden und sich somit gewissermaßen Marktpreise bilden lassen“.

**PROSUMER DER LIEBE.** Daran verdienen die Dating-Plattformen nicht schlecht. 2011 hat die Dating-Industrie im EU-Raum einen Umsatz von 811 Millionen Euro erwirtschaftet. Die BritInnen haben dabei mit 211 Millionen Euro am meisten ausgegeben, dicht gefolgt von den Deutschen mit 203 Millionen. Dabei sind es die NutzerInnen selbst, die das eigentliche Business der Plattformen betreiben. Wer sich auf einer Dating-Plattform registriert, tut dies „in der Erwartung auf emotionale Erlebnisse und Beziehungen“, erklärt Dröge. „Die Nutzerinnen und Nutzer selbst produzieren diesen Wert: durch eine attraktive Selbstdarstellung oder durch die Qualität und Quantität ihrer emotionalen Interaktionen.“ Diese Vermischung von ProduzentInnen- und KonsumentInnenrolle wird in der Internetforschung als „Prosumtion“ bezeichnet. Auch die Anzahl der NutzerInnen ist in den vergangenen Jahren rasant gestiegen. Allein im deutschsprachigen Raum hat sich die Zahl der aktiven NutzerInnen zwischen 2003 und 2012 versiebenfacht. Rund um das eigentliche Geschäftsmodell der Dating-Plattformen haben sich außerdem weitere Geschäftszweige entwickelt: Mittlerweile gibt es ein umfassendes Angebot an Ratgeberliteratur darüber, was es braucht, um online den perfekten Match zu finden. Auch zahlreiche Blogs und Videos erklären, wie das eigene Profil optimiert werden kann und worauf es bei der Selbstdarstellung in Bild und Text ankommt.

Kai Dröge hat sich auch mit den Auswirkungen der Anonymität auf Dating-Plattformen beschäftigt. Zwar sind auf manchen Portalen ausdrücklich Klarnamen erwünscht, teils werden diese sogar verlangt, die Regel sind sie allerdings noch nicht. „Wir sehen in unserer Forschung immer wieder, dass die Anonymität häufig zu Unverbindlichkeit führt“, erklärt Dröge, wie sich ein vermeintlicher Vorzug von Online-Dating letztlich negativ auf das Bindungsverhalten der NutzerInnen auswirken kann. Darüber hinaus ist Dröge auch auf weitere Nebeneffekte der angeblichen Vorteile von Dating-Plattformen gestoßen: Der perfekte

Match führe etwa „eher zu Langeweile als zu emotionaler Erregung“.

**SPIEL MIT IDENTITÄTEN.** An einem perfekten Match war die erfahrene Online-Daterin Anne Kran\* aber ohnehin nie interessiert. Sie hat sich ihr erstes Profil vor rund zehn Jahren zugelegt und seither einige Plattformen ausprobiert. Zunächst hat sie sich zum Zeitvertreib registriert, dann aber schnell gemerkt, dass sie am Spiel mit Identitäten Spaß findet. Mittels verschiedener Benutzerinnennamen hat sie jeweils unterschiedliche Aspekte ihrer Person hervorgehoben, dabei aber nie Falschangaben gemacht. Ab und an hat sie sich auch mit Leuten offline getroffen, woraus sich manchmal auch längere Freundschaften entwickelt haben. Beziehungen hat sie über Dating-Seiten aber nie gefunden. Zwei ihrer PartnerInnenschaften

Gregor Schmidinger hat sich vom Online-Dating sogar ganz verabschiedet. Vor gut einem Jahr hat er einen Selbstversuch gestartet, bei dem er unter anderem auf den Konsum von Pornographie und den Besuch von Dating-Seiten verzichtet – seine Erfahrungen damit veröffentlicht er auf einem eigens dafür geschaffenen Blog. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass das auch so ein komisches Spiel ist: Du schaust, ob du ihn haben kannst und wenn du ihn hast, dann ist er eigentlich gar nicht mehr interessant.“ Das Profil seines nunmehrigen Freundes hat er zuerst auf *Grindr* gesehen, sein Interesse habe sich aber damals nicht über das Oberflächliche hinausentwickelt und schnell verlaufen. Erst als sich die beiden offline begegnet sind, hat es gefunkt. Seinen Selbstversuch sieht er bisher als Erfolg: Er habe kein Interesse, wieder

der Dating-Markt aber auch fraglichere Strategien, um NutzerInnen bei Laune zu halten. Sogenannte Internet-Kontaktmarkt-SchreiberInnen werden gezielt dazu eingesetzt, NutzerInnen mit Hilfe gefälschter Profile auf Seiten mit Mitgliedsbeiträgen zu locken oder dort zu halten.

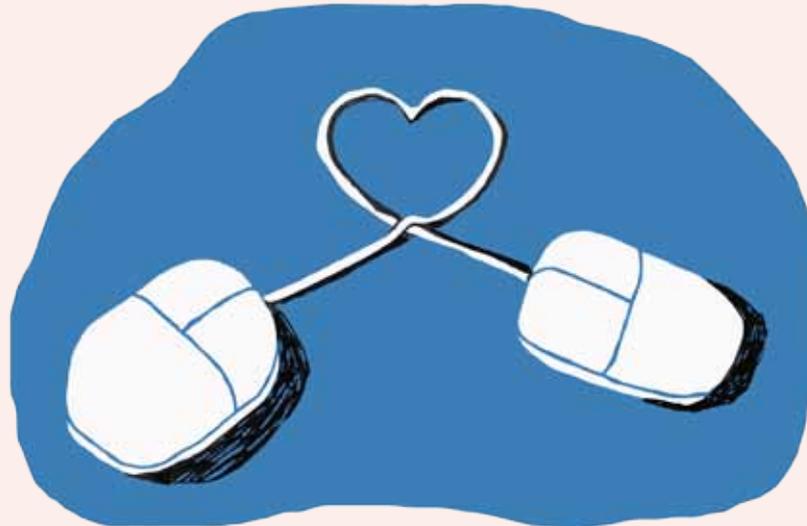
Einfallsreich ist aber auch so mancher Online-DaterIn. Aus Unzufriedenheit mit den Matching-Algorithmen der Dating-Seiten hat die amerikanische Unternehmerin und Autorin Amy Webb die Vorgangsweise anderer NutzerInnen penibel beobachtet. Schließlich entwickelte sie ihr eigenes Punktesystem, mit dessen Hilfe sie online ihren jetzigen Ehemann gefunden hat. Ihre Ergebnisse hat sie in dem Buch „Data, A Love Story“ veröffentlicht. Wer besonders geschäftig oder faul und zudem zahlungskräftig ist, kann die Suche nach dem perfekten Match aber auch ganz outsourcen und auf Ghost-Dating zurückgreifen. Dabei zahlen NutzerInnen andere dafür, das Alltagsgeschäft auf den Plattformen für sie zu erledigen, also potentielle Dates zu suchen, Nachrichten zu schreiben und gegebenenfalls eine Verabredung zu arrangieren. Nur das tatsächliche Date jenseits des Internets wird schließlich persönlich bestritten.

Trotz aller Bedenken und Absurditäten, die Online-Dating mit sich bringt, glaubt aber auch Kai Dröge nicht, dass wir in absehbarer Zeit die komplett durchrationalisierte Liebe aus dem Netz erleben werden: „Von der Liebe aus dem Katalog sind wir noch weit entfernt. Außerdem kann das Netz durchaus auch ganz andere Erfahrungen bieten: eine tiefe Emotionalität, wechselseitige Selbstoffenbarung und Intimität, die stark romantische Züge tragen können.“

*\*Angaben zur Person wurden von der Redaktion geändert.*

*Georg Sattelberger studiert Internationale Entwicklung an der Universität Wien.*

Illustrationen: Janina Kepczynski



haben sich zwar tatsächlich über Kontakte in Online-Musikforen entwickelt, allerdings war sie dort zunächst nur aufgrund ihrer Leidenschaft für Musik aktiv. Unterschiede zwischen Online- und Offline-Dating sieht sie nicht. „Es gibt doch auch Lokale, die richtige Fleischmärkte sind. Genügend Events sind darauf ausgelegt, dass du jemanden mit nach Hause nimmst.“ Mittlerweile ist Kran kaum noch auf Dating-Seiten unterwegs, waren es früher noch ein paar Stunden pro Tag, so sind es heute nur mehr ein paar Minuten.

ein Dating-Profil anzulegen. Dennoch fügt er hinzu, dass Dating-Plattformen etwa für LGBTQI-Jugendliche, besonders im ländlichen Raum, eine gute Möglichkeit seien, Kontakte mit Gleichgesinnten zu knüpfen.

**GEISTERDATE ODER ECHTE INTIMITÄT?** Damit den Dating-Services nicht allzu viele NutzerInnen dauerhaft abhanden kommen, erweitern diese stetig ihr Angebot. In den vergangenen Jahren boomen unter anderem Dating-Apps. Mitunter wählt

# Sich dem Glück in den Weg stellen

**Die feministische Theoretikerin Sara Ahmed spricht im Interview über die Dynamiken affektiver Ökonomien, die rassialisierte Figur des\_der Fremden und das ermächtigende Potential feministischer Killjoys.**

Seit Mitte der 90er lässt sich ein steigendes Interesse an den Themen Emotion und Affekt innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften beobachten. Während Emotionen zuvor primär der Privatsphäre zugeordnet wurden, rückte nun die Wechselwirkung mit sozialen, politischen und ökonomischen Faktoren in den Vordergrund. Aber der sogenannte *affective turn* übersieht oft ein wichtiges Vermächtnis: die Arbeiten von queeren, feministischen, postkolonialen und Schwarzen Theoretiker\_innen und Aktivist\_innen. Sara Ahmed schließt diese Lücken und leistet gleichzeitig durch ihre eigenen Forschungen einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung dieses Themenbereichs. Zurzeit unterrichtet sie an der *Goldsmith University* (UK) und ist dort Direktorin des *Centre for Feminist Research*.

*progress* traf Ahmed während ihres Besuchs in Wien, wo sie im Rahmen des Workshops „Emotionen als Regierungstechnik“ und der „Gender Talks“-Reihe einen Vortrag zu „Diversity Work as Emotional Work“ hielt.

Beschäftigt man sich mit Emotionen, zählen Ihre Publikationen zum Standardrepertoire. Was hat Sie an dem Thema gereizt?

Als ich angefangen habe über die Figur des\_der Fremden – „the body out of place“ – nachzudenken, wollte ich auch meine eigenen Erfahrungen verarbeiten. Ich bin als Person of Colour in einer sehr weißen Nachbar\_innenschaft in Australien aufgewachsen. Diese Umstände haben mich zu der Frage geführt, wie Emotionen in sozialen Interaktionen wirken und welche Rolle sie für die Konstruktion von einem „Wir“ spielen. Ein „Wir“, das begrenzt wird durch die Vorstellung, dass bestimmte Körper Quellen der Gefahr oder schlechter Gefühle seien. Meine Arbeit beschäftigt sich also mit der Frage, wie

Emotionen auf bestimmte Objekte gerichtet werden. In meinen Untersuchungen zu Rassismus hat mich besonders die Beziehung zwischen der Figur des\_der Asylwerber\_in und des\_der potentiellen Terrorist\_in interessiert. Und die Frage, wie diese Figuren „zusammengeklebt“ werden.

Sie verwenden den Begriff „affektive Ökonomien“, um diese Beziehungen und ihre Zirkulation in Gemeinschaften zu beschreiben.

Ja. Das ökonomische Vokabular erleichtert es, diese Bewegungen zu verstehen. Man kann sehen, wie verschiedene Emotionen als Technologien angewendet werden, um Menschen zu regieren. Im australischen Kontext ist das Gefühl der Scham sehr interessant, denn sich gegenüber der indigenen Bevölkerung für die Vergangenheit zu schämen, erzeugt ein neues nationales „Wir“. Diese Emotion wird so „performed“, als sei die Geschichte schon überwunden. Sie verdeckt eine Wunde, die aber bis heute präsent ist.

Eine von Europas Figuren des Fremden ist der Flüchtling. Wie beurteilen Sie die Diskussionen rund um den Tod so vieler Refugees im Mittelmeer, zum Beispiel im Kontext des tragischen Bootsunglücks vor Lampedusa im Oktober 2013?

Ich finde Judith Butlers Arbeiten hier sehr hilfreich. In ihrem Buch „Gefährdetes Leben“ fragt sie danach, was ein Leben „grievable“ – also betrauerbar – macht, welche menschlichen Verluste betrauert werden und welche vom politischen Horizont verschwinden. Das bleibt eine der dringendsten politischen Fragen. Aktivismus spielt hier eine wichtige Rolle, denn er macht diese Verluste sichtbar und stellt gleichzeitig die Art und Weise in Frage, wie der nationale Körper imaginiert wird. Im britischen Kontext steht das Migrationsthema momentan in en-

gem Zusammenhang mit David Camerons „muscular liberalism“. Dieser Begriff geht von der Notwendigkeit körperlicher Stärke aus, um sich der Bedrohung durch die „Anderen“ entgegenstellen zu können. Und das hängt eindeutig mit der vermehrten Praxis der Inhaftierung von Flüchtlingen und der Ablehnung von Trauer zusammen.

Manche Wissenschaftler\_innen und Aktivist\_innen argumentieren, es habe in Bezug auf Themen wie Armut und Flucht eine Verschiebung von einem Menschenrechtsdiskurs hin zu einem emotionaleren Diskurs gegeben, der von Konzepten der Wohltätigkeit und des Humanitarismus geprägt ist. Würden Sie dem zustimmen?

Es lässt sich sicher argumentieren, dass es eine solche Verschiebung gibt. Wir brauchen dringend postkoloniale Kritiken von Wohltätigkeit und Humanitarismus. Die Idee der Wohltätigkeit ist sehr komplex. Sie kann bestehende soziale und ökonomische Beziehungen reproduzieren, weil der Akt des Gebens auf Großzügigkeit beruht. Das verschleiert oft die Geschichte des Diebstahls, der es manchen Personen überhaupt erst ermöglicht zu geben. Aber es gibt auch sehr viele Probleme in Bezug auf den Menschenrechtsdiskurs. Man müsste sich die Geschichte der Gewalt anschauen, die seine spezifischen Konzepte der Freiheit und des Individuums geschaffen hat. Das müssen wir im Rahmen einer Kritik des globalen Kapitalismus denken. Wenn wir also eine Verschiebung zu einem humanitären oder wohltätigen Modell identifizieren, sollten wir den Menschenrechtsdiskurs nicht nostalgisch glorifizieren.

Seit August 2013 betreiben Sie den Blog „Feminist Killjoys – Killing joy as a world making project“. Wie lässt sich dieser Titel verstehen?

Als ich anfang mein Buch über Glück zu schreiben, fiel mir auf, dass Glück immer als etwas Gutes imaginiert wird. Wenn man aber auf die Geschichte des Feminismus zurückblickt, zum Beispiel auf die Arbeiten von Simone de Beauvoir, Shulamith Firestone oder Audre Lorde, findet sich oft eine sehr starke Kritik an dieser Idee. Das habe ich als die „unglücklichen Archive des Feminismus“ bezeichnet. Die Figur des *Feminist Killjoy* sehe ich als Teil davon. Ich trage sie schon mein Leben lang mit mir herum. Ich bin häufig mit meiner Familie um den Esstisch gesessen und war dabei immer diejenige, die auf problematische Aussagen hingewiesen hat und dadurch selbst zum Problem wurde. Das war sehr anstrengend. Aber ich habe verstanden, dass es in solchen Situationen darum geht, dass sich jemand scheinbar dem Glück in den Weg stellt, in diesem Fall in Bezug auf die Familie, die sich als glücklich imaginiert. Und diese Zuschreibung der Rolle als *Killjoy* ist eine klare Zurückweisung. Es ist also meist eine recht schmerzvolle Erfahrung. Aber viele Personen haben sich zu dieser Figur hingezogen gefühlt. Alle schienen eine *Killjoy*-Geschichte zu haben. Das hat mir gezeigt, wie eine Figur, in der sich so viel Verletzung verdichtet, auch ein Ort des Potentials sein kann.

Sie sprechen von einer allgemeinen Hinwendung zum Glück auf gesellschaftlicher Ebene – Therapien und der Selbsthilfediskurs sind im Aufstieg begriffen, die Feelgood-Industrie wächst und wächst. Nichtsdestotrotz treten Sie für das Recht ein, unglücklich zu sein. Was meinen Sie mit dieser provokanten Forderung?

Ich folge hier einer langen feministischen Tradition. Meine Lieblingskritik am Glück sind Audre Lordes autobiografische „Cancer Journals“, das ist ein sehr starkes Buch. Lorde kritisiert die Betonung des positiven Denkens, quasi die Pflicht des\_ der Kranken, auf die heitere Seite zu schauen. Sie sieht das als Technik, die Ungleichheiten verdeckt, weil die Menschen für ihre Lebensumstände selbst verantwortlich gemacht werden. Das ist ein sehr moralisierender Diskurs, der bestimmte soziale Normen als Voraussetzung für ein gutes Leben definiert. Ein Sprechakt, der mich immer sehr interessiert hat, war der Ausspruch: „Ich will ja nur, dass du glücklich bist.“ Früher hörte ich das oft, meist wenn ich etwas gemacht hatte, was meinen Eltern nicht gefallen hat. Diese Idee, dass man den Weg verlässt, der einen zum Glück führen würde, findet sich überall in der queeren Literatur. Die Figur der unglücklichen queeren Person wurde daher sehr wichtig für mich. Wenn ich also von der Freiheit zum Unglücklichsein spreche, meine ich die Freiheit, nicht den vorgeschriebenen Weg zu gehen.

Allen Warnungen zum Trotz haben Sie den queer-feministischen Weg gewählt. Von einer emotionalen

*„Wenn ich also von der Freiheit zum Unglücklichsein spreche, meine ich die Freiheit, nicht den vorgeschriebenen Weg zu gehen.“*



Foto: Johanna Rauch

Perspektive aus betrachtet, welche Gefühle haben Sie zum Feminismus bewegt?

Was mich bewegt hat, war sicher ein Gefühl der Ungerechtigkeit und der Wut, aber eine Wut, die auch eine Richtung hatte – denn wenn Wut keine Richtung hat, wird sie oft zu Frustration und das kann sehr entmächtigend sein. Auch das habe ich vor allem aus Audre Lordes Arbeiten gelernt; sie ist meine größte Inspiration. Aber es gab auch ein Wundern, eine Neugier sowie die Hoffnung, dass es Alternativen gibt. Einen großen Teil meiner positiven feministischen Energie habe ich von der pakistanischen Seite meiner Familie. Meine Tanten, die während der Teilung Indiens aufwuchsen, haben mein Verständnis von Feminismus als Selbstbestimmung sehr geprägt. Damit verbinde ich sehr viele positive Gefühle.

Nächstes Jahr erscheinen einige Monographien von Ihnen. Welche Themen beschäftigen Sie in letzter Zeit?

Jedes Buch ist eine Art Sprungbrett zum nächsten. „Willful Subjects“, das gerade in Druck ist, ist aus „The Promise of Happiness“ entstanden. Mich hat hier die Frage beschäftigt, wie Weiblichkeit mit dem

Aufgeben von Willen verbunden wird. Mich interessiert daran auch die Vorstellung von Eigensinn als Problem, als Ursache dafür unglücklich zu sein. Außerdem arbeite ich an einem weiteren Projekt über die Geschichte des Konzepts des Nutzens. Was bedeutet es, wenn Nutzen eine Anforderung wird, zum Beispiel im Kontext von *citizenship*? Vor allem in der britischen Geschichte von *citizenship* gibt es einen sehr starken Diskurs über Arbeitsfähigkeit. Bürger\_innen sollen eine angemessene Beschäftigung haben. Mein drittes Projekt – „Living a feminist life“ – wird auf ein größeres Publikum ausgerichtet sein. Ich möchte dafür einige Texte zu Sexismus, lesbischem Feminismus, *Killjoys* und Eigensinn überarbeiten und in diesem Buch primär auf Alltagssituationen und Erfahrungen aufbauen. Obwohl ich die Philosophie liebe, erkenne ich an, dass sich nicht alle in ihr zuhause fühlen. Es sind also einige Projekte im Entstehen, das Schreiben gibt mir Kraft, gegen die Reproduktion von Machtstrukturen anzukämpfen.

*Das Interview führte Veronika Siegl.*

# Eine Depression ist ein fucking Event

**Was haben die ProtagonistInnen von Charlotte Roches Büchern und Serien wie „About:Kate“ gemeinsam? Richtig, ihnen geht es nicht gut und sie machen deshalb Therapien. Ein Streifzug durch die Popwelt auf der Suche nach Geschichten über Manie und Macken.**

Uns Jungen geht es nicht gut. Das glauben viele, vor allem Menschen, die älter sind als wir und mittlerweile auch wir selbst. Uns wird unter anderem Überängstlichkeit, Überforderung, Unreife und Hedonismus nachgesagt. Irgendwie herrscht überall die Meinung, dass irgendetwas mit uns nicht stimmt. Wir sind schließlich jung und sollten gefälligst zufrieden sein. Aber wir sind es nicht. Mittlerweile wurden auch die für unsere Generation typischen psychischen Erkrankungen entlarvt: Sie reichen von Depressionen, Angststörungen bis hin zu Krisen aller Art, wie etwa der *Quarter Life Crisis*. Es ist in Anbetracht der schwierigen Umstände wie der andauernd angespannten wirtschaftlichen Situation nicht weiter verwunderlich, dass überall Besorgnis herrscht und mehr junge Menschen als je zuvor mit psychischen Problemen konfrontiert sind. Gleichzeitig hängt diese Entwicklung aber wohl auch mit einer voranschreitenden Enttabuisierung des Themas zusammen: Längst hat sich der Gang zum „shrink“ auch bei jungen Menschen etabliert. Viele reden über Probleme und reflektieren über die Traumata, über die ihre Eltern noch geschwiegen haben. Andere hingegen zweifeln an ihrer eigenen „Normalität“, sind verunsichert von Erwartungen der Eltern oder der Gesellschaft und fühlen sich vom zunehmenden Leistungsdruck erdrückt. Die Schuld für das eigene Versagen wird immer mehr bei sich selbst gesucht statt in gesellschaftlichen Normen.

Diese Entwicklung spiegelt sich auch in der Popkultur wider. Dort wimmelt es heute nur so von jungen Antihelden und -heldinnen mit kleineren und größeren Macken, die uns auch unsere eigene Unvollkommenheit regelmäßig vor Augen führen. Zum Beispiel dann,

wenn die Serienfigur Kate oder die ProtagonistInnen deutscher Jungautorinnen in Therapie gehen und dort über ihre Probleme reden. Dabei kommen unterschiedliche Darstellungen von Therapie und Wahnsinn zustande. Hier ein kleiner Streifzug durch die Popwelt.

#### **JANNA NANDZIK:**

##### **ABOUT:KATE (2013)**

Die hippe Kunststudentin Kate weist sich an ihrem dreißigsten Geburtstag auf eigene Faust in eine psychiatrische Klinik ein. Irgendwas stimmt mit ihr nicht. Was genau, das weiß Kate aber selbst nicht. Zum fixen Alltag in der Klinik gehören Erlebnisse mit einem exzentrischen Pfleger und Kates eher schleppend verlaufende Therapie. Dabei wirkt Kates Therapeutin neurotischer als sie selbst und greift mitunter zu schwer ernstzunehmenden Methoden. In der *Arte*-Serie wechselt die Erzählperspektive immer wieder zwischen Kate als rebellischem Kind und der „erwachsenen“ Kate, die sich aber im Grunde kaum voneinander unterscheiden. Im Laufe der Serie bricht das für Kates instabile Verfassung verantwortliche und tief in ihr schlummernde Trauma langsam hervor. Stilistisch macht sich das an assoziativen, collageartigen Bildsequenzen – die an die *Sendung ohne Namen* erinnern – sowie dem immer wiederkehrenden, wuchtigen Outro der Band *M83* fest.

#### **SARAH KUTTNER:**

##### **MÄNGELEXEMPLAR (2011)**

Selten wurde Therapie so hipp dargestellt wie in „Mängelexemplar“. „Eine Depression ist ein fucking Event“ – so beginnt Sarah Kuttners Roman, dessen Protagonistin, die Mittzwanzigerin Karo, ein typischer Charakter aus der Kreativ- und Eventbranche ist. Sie ist jung, flexibel, stylisch. Als sie ihren

Job verliert und sich von ihrem Freund trennt, scheint ihr alles zu entgleiten. Sie hat Panikattacken und erleidet einen Nervenzusammenbruch. Karo zieht daraufhin wieder zu ihrer Mutter zurück und fängt an zu einem Psychiater zu gehen. Ihrem Therapeuten, der sich laut Karo „wie ein Popstar gebärt“ und auf dessen Tisch stets eine Bionade steht, weiß sie sich anzuvertrauen. Neben der Erfahrung mit der Therapie und den kleinen Schritten zurück in die Normalität umfasst Karos Geschichte auch das Thema Kindheitstrauma und Psychopharmaka: Der Schlüssel zu Karos Genesung ist letztendlich nicht das autogene Training, das die Protagonistin eher nervt statt ihr zu helfen, sondern sind die Antidepressiva.

#### **CHARLOTTE ROCHE:**

##### **SCHOSSGEBETE (2011)**

Die Grenzen zwischen Charlotte Roches eigenem Leben und dem der Protagonistin Elisabeth scheinen in *Schoßgebete* unklar zu sein. Es gibt viele Parallelen im Leben der beiden, zum Beispiel, dass bei einem Autounfall ihre Brüder ums Leben kamen und die Mutter schwer verletzt wurde. Die traumatisierte und manische Elisabeth sucht Trost im Sex und redet darüber mit Frau Drescher, ihrer Therapeutin. Diese besucht sie dreimal die Woche. Die Therapeutin sagt meist, Elisabeth solle netter zu sich sein, das findet sie selbst auch. Nur ist sie nun einmal schrecklich überreflektiert und auch überfordert. Sie will es allen Recht machen. Die Therapie wird von ihr zusehends als heilige Autorität wahrgenommen: „Ich empfehle jedem, der ein Kind hat oder einen Mann oder eine Frau, eine Therapie zu machen. Wenn man sich das nicht leisten kann, bitte wenigstens einen Ratgeber lesen“, so die beherrschende Elisabeth. Überhaupt

geht es im Roman stark darum, Halt zu finden. Das äußert sich etwa in Elisabeths missionarischem Vegetarismus, der Fixierung auf Sex oder der übertriebenen Glorifizierung der Monogamie.

#### **NINA PAUER:**

##### **WIR HABEN KEINE ANGST (2011)**

Schon der Untertitel des viel besprochenen Werkes der Journalistin Nina Pauer enthält das Wort Therapie, er lautet: „Gruppentherapie einer Generation“. Kapitelweise wird abwechselnd das Leben der MittzwanzigerInnen Bastian und Anna illustriert. Die beiden ProtagonistInnen verbindet nicht nur, dass sie eine lange Liste an Luxusproblemen haben, sondern auch, dass sie den selben Therapeuten, nämlich Herrn G. besuchen. Dieser scheint den beiden aber nur bedingt helfen zu können. Vielleicht liegt das daran, dass die zwei einfach gerne jammern und eigentlich ein ganz gutes Leben haben. Oder auch daran, dass sie irgendwie vom Therapeuten erwarten, dass der ihr Leben für sie wieder geradebiegen wird, ohne zu begreifen, dass sie auch selbst etwas dafür tun müssen. Nina Pauer's Werk ist als Kritik an unserer Generation zu verstehen, die sich ihre Ängste nicht einzugestehen weiß, obwohl diese durchaus berechtigt sind. Schließlich haben wir Katastrophen in unserer Kindheit erlebt (Tschernobyl) und wurden von Helikopter-Eltern großgezogen, die uns verhätschelt und verzogen haben. Kurz: Pauer will sagen, dass mit uns alles stimmt und schafft es im selben Moment diese Aussage zu widerlegen.

*Simone Grössing studiert Politikwissenschaft in Wien.*

# FEUILLETON





# VON DER STRASSE INS ATELIER

**Egal ob auf kahlen Häuserwänden oder in schmucken Galerien, Street Art bietet immer mehr jungen Leuten Raum, um sich selbst zu verwirklichen. Ein Portrait zweier leidenschaftlicher KünstlerInnen, deren Werke sowohl in Ateliers als auch auf der Straße zu sehen sind.**

Der Bus 48A donnert nur so vorbei. Der großgewachsene Mann mit der roten Maske huscht gerade noch von der Straße auf den Gehsteig. „Perfekt“, sagt er sichtlich erfreut, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Ein großes, mit weißer Kreide gemaltes „K“ prangt nun neben der Straßenmarkierung, im Zusammenspiel mit den Buchstaben „BUS“ ergibt es den Namen des Urhebers: BUSK. Es ist Mittag, Ecke Burggasse/Kirchberggasse und der Street-Art-Künstler Paul Busk spricht angeregt über die Faszination des „toten Punktes“ zwischen den Verkehrsfrequenzen: Es bleibt ihm nur etwa eine Minute, sich auf die Straße zu bewegen, galant hinunterzubücken und mit einer sauberen Linie den Buchstaben zu malen – bevor die Autos wieder Richtung Volkstheater preschen. Der gänzlich in schwarz gekleidete Künstler wirkt routiniert und gleichzeitig verspielt, er hat solche nicht ganz ungefährlichen Verkehrssituationen schon öfter erlebt. Auch die verwunderten Blicke der PassantInnen stören ihn nicht, im Gegenteil: Zwischendurch posiert er freudig für die Kamera, lehnt sich lässig gegen einen Straßmasten und lässt es sich letztlich auch nicht nehmen, auf das Fensterbrett eines italienischen Lokals „Busk“ hinzufetzen.

**AM ANFANG WAR GRAFFITI.** Öffentliche Verkehrsmittel scheinen den Wiener schon immer auf gute Ideen gebracht zu haben: Vor gut 20 Jahren legt Paul Busk mit der S-Bahn täglich den Schulweg nach Hetzendorf\* zurück, dabei bestaunt er zahlreiche bunte Graffiti-Bilder. Schließlich beginnt er mit einem Schulfreund selbst zu sprayen. „Mich hat an

Graffiti interessiert, einen Raum zu finden, wo ich mich aktiv bewegen kann“, erzählt Paul Busk – diesmal in einem großflächigen Atelier mit einer langgezogenen Bar und schillernden Bildern an der Wand. Im Hintergrund laufen sanfte, jazzige Beats. Er sitzt nach vorne gebeugt, die Hände zwischen den Beinen zusammengefaltet und wirkt etwas zurückhaltend, seine Antworten wählt er mit Bedacht. „Damals hat es den Begriff ‚Street Art‘ in Österreich nicht gegeben, dieser wurde erst in den letzten fünfzehn Jahren geläufig“, erklärt er. Heute zählt Paul Busk zu den bekanntesten Street-Art-KünstlerInnen des Landes. Wer mit wachem Blick durch die Straßen Wiens streift, entdeckt an unzähligen Häuserwänden sein bekanntestes Motiv: den breit grinsenden Affenkopf mit den abstehenden Ohren. Doch auch das Innere der *Grellen Forelle*, den Stiegenlauf auf der Donauinsel oder das Ovaldach der U-Bahn-Station Hietzing durfte Paul Busk bereits mit seinen ausgefallenen Schriftzügen und Malereien schmücken – letzteres gemeinsam mit dem KünstlerInnenkollektiv *DEEP INC.* Dazu verwendet er, was ihm gerade so in die Finger kommt: vom klassischen Marker und der Sprühdose bis hin zu Stickern und gefaltetem Papier.

**DIE STADT ALS SPIELPLATZ.** Ein besonderes Projekt entstand im zweiten Bezirk, direkt beim Ausgang der U-Bahn-Station Praterstern, wo ein schmaler Durchgang – untypisch für Wien – keinen Straßennamen aufwies. Grund genug für Paul Busk, sein eigenes Straßenschild anzufertigen, dort aufzuhängen und die Gasse prompt „Busk-Cmod-Gasse“ zu nennen. Er versucht die damit angesprochene

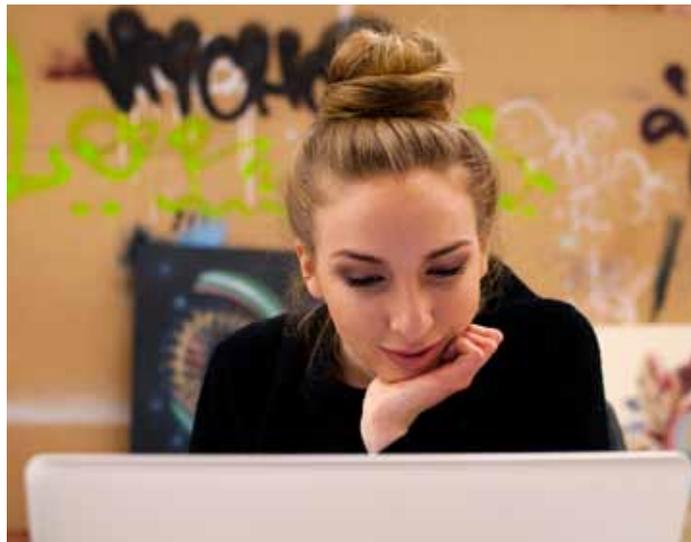
„Raumfrage“ weiter zu skizzieren: „Es interessiert mich besonders, einen Zugang zu einem Raum zu finden und eine Einheit mit diesem zu bilden“, sagt er merklich angetan, nun redefreudiger als zu Beginn des Gesprächs. Überhaupt dient die weitläufige Hauptstadt dem Urban-Art-Künstler nicht selten als Inspirationsquelle. So nimmt er bewusst Umwege mit dem Fahrrad, wenn er auf *Ebay* oder *Willhaben.at* erstandene Artikel abholt: „Ich nutze diese Onlinebörsen, um neue Stadtteile und Wohnsiedlungen zu erkunden. So lerne ich die Stadt immer neu kennen und kann über meinen Tellerrand schauen.“

Genau im Blick haben muss Paul Busk immer wieder die vorbeirrollenden Autos, während er das dritte und letzte „K“ auf den Straßenboden der Burggasse setzt – diesmal mit zwei Kreiden gleichzeitig. Die wuchtigen Autoreifen lassen den Schriftzug allmählich verblassen, Kreidepartikel wirbeln in der Luft. Paul Busk lässt ein lautes, freudiges Lachen von sich und hüpfert auf den Gehsteig. Seine schwarzen Handschuhe sind mittlerweile abgewetzt vom Asphalt, die Kreide bis auf Daumengröße abgenutzt. Für ihn sei das Ganze eine „Spaßaktion“ gewesen, wiewohl er auf deren kleine Details hinweist: die verwendete Kinderkreide oder „wie die Farbpartikel in die Stadt getragen“ werden. Nur ein paar 100 Meter weiter stadtauswärts hat ein anderer Straßenkünstler eines seiner großflächigen Tags hinterlassen, die er mittlerweile über ganz Wien verstreut: Der Schriftzug „Puber“ breitet sich in roter Farbe über die Wand einer Apotheke aus. Städte wie Zürich oder Amsterdam können davon bereits

ein Lied singen: Der Sprüher hat das Ziel, sich auf so vielen Wänden wie möglich zu verewigen. Dabei schreckt er auch nicht davor zurück, Werke anderer KünstlerInnen zu übermalen. „Ich kenne *Puber* zwar nicht persönlich, aber aus Graffiti-technischer Sicht ist es interessant, was er macht. Auch wenn dieser trashige Look aus den 80ies nichts Neues für mich ist, denn ich habe Graffiti so kennengelernt“, sagt Paul Busk, ohne näher auf *Pubers* etwaige Kunst eingehen zu wollen.

**STREET ART MEETS POLITICS.** Für so viel Wirbel wie der mysteriöse *Puber* hat Paul Busk wohl noch nicht gesorgt, trotzdem gebe es hie und da auch hitzige Diskussionen mit PassantInnen. Erst vor ein paar Wochen habe sich ein älterer Herr durch das Sprühen bei einer U-Bahn-Station gestört gefühlt: „Der hat uns angeschrien und gleich die Polizei gerufen, obwohl alles genehmigt war. Das muss man einfach ausblenden, aber zu polarisieren ist auch gut“, meint der Künstler abgeklärt. Allein die Herangehensweise bei Street-Art-Graffiti sei bereits ein politischer Akt: „Es ist ähnlich wie die Entscheidung, ob ich bei Rot über die Straße gehe oder nicht. Letztlich muss das jeder im Moment für sich entscheiden, unabhängig von den gesetzlichen Regelungen. Dieser autonome Zugang hat mich immer fasziniert.“ Wenn Paul Busk mit angenehmer Stimme über seine bisherigen Arbeiten spricht, versteift er sich nicht krampfhaft auf einen Kunstbegriff. So besteht für ihn etwa kein Unterschied zwischen Graffiti und Street Art, wiewohl er durch seine „Zwischenform“ mehr Leute erreichen könne, als wenn er nur seinen Schriftzug malt. Auch hat er keinerlei Probleme mit kommerzieller Auftragsarbeit: „Wenn diese gut gemacht ist, kann dabei auch mehr Volumen entstehen: Es bringt Sponsoren, interessiert die Leute und ein breites Netzwerk entwickelt sich. Ich finde, das spießt sich nicht mit der Street Art-Philosophie. Ich stelle auch gerne in Ausstellungsräumen aus, denn die Auseinandersetzung ist dort eine gänzlich andere als autonom auf der Straße.“ Trotzdem habe es Street-Art hierzulande nach wie vor schwer: Einerseits seien das eng gewachsene Straßenbild und das in der Gesellschaft tief verwurzelte Obrigkeitsgefühl ein Problem, andererseits greife die Wiener Stadtverwaltung äußerst rasch zu Reinigungsmaßnahmen. Wirklich große Kopfschmerzen scheint das Paul Busk aber nicht zu bereiten. Vielmehr träumt er bereits davon, wie Street Art in 50 Jahren aussehen könnte: „Ich glaube, dass Street-Art-Graffiti Einzug halten wird in die Kunst des 21. Jahrhunderts, sei es in Museen oder in Publikationen der Kunstgeschichte.“ Street Art ist Busks Leidenschaft. So richtig abschalten von der Kunst kann der Kreative sowieso nicht, selbst im Urlaub habe er früher die Wände vollgesprüht. Auf die Frage, wo es denn die schönsten Wände gäbe, antwortet er grinsend: „Dort, wo ich auf Urlaub war.“

**RABBITS IN DER GALERIE.** Nicht nur Paul Busk hat seine vielfältigen Arbeiten bereits in Ausstellungsräumen präsentiert. Immer mehr Street-Art-KünstlerInnen finden den Weg in die österreichischen Galerien. Dennoch gibt es Stimmen in der Szene, die bereits die Auseinandersetzung in einem Atelier kritisch beäugen. Lucia Friedrich ist eine Street-Art-Künstlerin, deren Zugang zur Kunst sich deutlich von jenem von Paul Busk unterscheidet. Während sie mit einem dünnen Pinsel Farbstriche auf eine Leinwand aufträgt, überlegt die junge Künstlerin. Sie ist darauf bedacht, was sie sagt und wie sie es formuliert. Ihre Visionen und Konzepte sind klar definiert: „Ich denke, dass jeder Mensch eine Verantwortung gegenüber unserer Gesellschaft trägt. Kunst ist ein mächtiges Mittel, um dieser Verantwortung gerecht zu werden. Art is a weapon oder vielleicht auch nur ein intimes Ventil, zu dem



paradoxerweise jeder Zugang haben kann.“ Ihren eigenen Zugang zur Kunst fand die in Frankreich geborene Künstlerin bereits sehr früh. Mittlerweile lebt sie seit fünf Jahren in Wien, wo sie eine Ausbildung an der *Graphischen* abschloss. Trotz ihrer jungen Jahre liest sich ihre Referenzliste wie die eines alten Hasen: Unter anderem für *Red Bull Media*, *Paar-Laden* und *Stillwerk* bis hin zu *Yves Saint Laurent* hat sie bereits Auftragsarbeiten gemacht. „Solange ich mich auf eine Art und Weise mit den Vorgaben identifizieren kann, finde ich Auftragsarbeiten cool. Es wäre gelogen zu behaupten, dass ich keine Kompromisse eingehe, doch wenn ich das Gefühl hätte, dass ich mich mit meinem Handwerk prostituieren muss, würde ich schreiend davonlaufen“, meint die Street-Art-Künstlerin mit scharfem Blick, ihre blonden Haare nach oben zusammengebunden.

**I MET LUCY.** Neben ihren eigenen Projekten ist die Kreative auch in Gemeinschaftsprojekte

involviert. Zusammen mit Street-Art-Artist *Nychos* hat sie 2005 die bekannte Wiener Street-Art-Crew *Rabbit Eye Movement* gegründet deren Art Director sie auch ist. Der steirische Künstler *Nychos* machte sich mit seinen „Rabbits“ und seinen anatomischen Arbeiten schnell einen Namen in und außerhalb der Szene. Für Lucia Friedrich spielt der eigene Name bei ihrem Projekt *I met Lucy* (IML) keine Rolle: „Das Werk hinter der Unterschrift spiegelt die eigene Authentizität wider. Der Name *I met Lucy* unterstreicht nur die Interaktion zwischen dem fremden Betrachter und meiner Arbeit.“ In dem Crew-eigenen Artspace in der Gumpendorfer Straße stellt Friedrich regelmäßig ihre neuen Werke vor. Der politische Charakter mancher ihrer Bilder ist nicht zu übersehen: „Kunst ist der Spiegel der Gesellschaft. Jede Zeit bekommt die Kunst, die sie verdient. Für mich spielt das Gesellschaftskritische



oder Gesellschaftspolitische eine wichtige Rolle. Meine *Vandals*-Serie ist das Ergebnis davon. Sie bezieht sich auf die Kettenreaktionen der Aufstände des Arabischen Frühlings. Ich setze die *Vandals* vor widersprüchliche, teilweise aus dem Kontext fallende, Hintergründe und Kulissen. Die Kernaussage bleibt aber quasi immer gleich“, erzählt sie. „Ein wichtiges Element von Street Art ist die Fähigkeit, mit dem Raum und mit dem Blick des Betrachters zu spielen. Das funktioniert nicht nur in einem Ausstellungsraum“, fügt Luzia hinzu.

\*Ort von der Redaktion geändert

*Lukas Klingan studiert Publizistik in Wien. Alexander Gotter studiert Sozioökonomie in Wien. Niklas Hintermayer studiert Rechtswissenschaften in Wien.*

# Wir sind bossy bitches

**14 Jahre hat es gedauert, bis Tegan and Sara es nach Wien geschafft haben: Vor ihrer spontanen Acoustic-Session in der Ottakringer Brauerei hat progress mit den beiden über ihr neues Album „Heartthrob“ und ihre Annäherung an die Popkultur gesprochen.**

**progress:** Wie läuft die Tour?

**Tegan:** Touren ist super! Wir haben eine wirklich gute Zeit. Es ist großartig, so viele neue Orte kennenzulernen. Wir waren so lange immer in denselben Ländern – nichts gegen Frankreich, Deutschland und Belgien, aber es ist schön, neue Orte zu sehen und das merkt man auch am Publikum: Es liegt eine gewisse Spannung in der Luft. Die Leute scheinen einfach glücklich zu sein, uns nach 14 Jahren endlich zu Gesicht zu kriegen. *(lacht)*

Draußen haben sich schon an die 200 Fans angestellt.

**Sara:** Ja, es ist eine super Erfahrung. Gestern hatten wir den ganzen Tag Zeit, um herumzuschlendern und alles aufzusaugen. Das ist wirklich ein großes Privileg, wenn man auf Tour ist.

Euer neues Album „Heartthrob“ ist sehr poplastig. Sara, du hast einmal gesagt, gute Popsongs müssen Herz und Seele in sich tragen und dass die Popkultur dich manchmal verrückt mache. Seid ihr euren eigenen Erwartungen gegenüber guter Popmusik gerecht geworden?

**Tegan:** Das klingt nach dir. Irgendwas Konträres und Negatives ...

**Sara:** *(lacht)* Ja, ich glaube, diese Erwartungen haben wir erfüllt. Es war ein echter Wendepunkt für mich, als ich das neue Alicia Keys-Album, auf dem „Try sleeping with a broken heart“ ist, gehört habe. Ich finde das Lied so authentisch und es transportiert ein Gefühl, das ich verstehe. Diese Idee, dass jemand buchstäblich in seiner eigenen Trauer badet, erschien mir so deprimierend. Ich glaube, das war der Moment, als Mainstream-

Pop für mich erst wieder interessant wurde. Wir würden ein Pop-Album nicht auf eine andere Art und Weise machen. Wir versuchen in Bezug auf uns selbst und unser Leben immer ehrlich und offen zu sein. Mir würde die Verbindung zum Publikum fehlen, wenn wir etwas zu Überzogenes oder Zuckersüßes machen würden.

**Tegan:** Wir haben in den letzten sechs Jahren mit über 15 KünstlerInnen zusammengearbeitet: aus den Genres Dance, Rock, Hip Hop und Comedy. Ich glaube, unsere Fans bleiben uns, solange Tiefe, Verletzlichkeit und Substanz in unserer Musik sind. Wir nehmen unsere alten Fans mit und es kommen neue hinzu. Bevor wir „Heartthrob“ gemacht haben, hatten wir keine Angst, unsere Fans, sondern uns als Band, zu verlieren. Wir hatten das Gefühl, in eine andere Richtung gehen zu müssen, und uns bewusst dazu entschieden, gewisse Dinge hinter uns zu lassen. Zum Beispiel das Gefühl, dass wir keine Popband sein können, nicht in den Mainstream finden und von der heteronormativen Popkultur nicht akzeptiert werden. Wir haben es einfach getan!

Kann es sein, dass ihr in „I’m not your hero“ dieses Thema behandelt? Etwas Neues auszuprobieren, auch wenn man Angst davor hat?

**Sara:** Mir ging es in dem Song vor allem um die queer-feministische Community, die mir sehr wichtig ist. Es geht um meine – oder unsere – Schwierigkeiten damit, unsere politischen Überzeugungen zu behalten, während wir gemerkt haben, dass unsere Ansichten nicht immer mit denen jener Leute übereinstimmen, die uns

eigentlich unterstützen sollten. Wir wurden sehr stark dafür kritisiert, mit welchen KünstlerInnen wir zusammenarbeiten und wie wir aussehen, da sich das scheinbar für manche nicht mit politischen Anliegen in Einklang bringen lässt. Das fühlt sich für mich reduzierend an. Wenn du politisch aktiv bist oder bestimmte Gruppen repräsentierst, werden Leute in der Sekunde auf dich wütend, in der du den vorgezeichneten Weg verlässt. Das kann sehr erdrückend sein, weil uns politische Inhalte immer noch sehr wichtig sind.

Tegan, in „Closer“ singst du darüber, jung und unbekümmert zu sein. Sind die Vergangenheit und Teenagerzeit wiederkehrende Themen in euren Songs?

**Tegan:** Auf jeden Fall. Ich staune jeden Tag darüber, wie sehr mein Verhalten jenem mit 18 oder 19 ähnelt, obwohl ich seitdem so viel erlebt habe. Auf dem Album ging es mir vor allem um Gefühle im Allgemeinen und darum, den Moment einzufangen, wenn man jemanden kennenlernt. Du wirst die Person vielleicht nie wieder treffen, aber ich mag das Hoffnungsvolle. Das geht vorbei, wenn man älter wird, dann heißt es: Ich werde nie jemanden kennenlernen, meine besten Jahre sind vorbei.

In der Vergangenheit habt ihr den Entstehungsprozess eurer Alben immer stark beeinflusst. Auf „Heartthrob“ habt ihr nun mit Pop-Größen wie Greg Kurstin zusammengearbeitet, der auch Alben für Pink und Katy Perry produziert hat. Konntet ihr den Produktionsprozess trotzdem steuern?

**Sara:** Eigenartigerweise war das eine der gemeinschaftlichsten Erfahrungen, die wir je im Studio hatten. Es gibt diese Vorstellung, dass einem die Kontrolle entzogen wird, sobald man auf einem Pop-Level mit gewissen Produzenten arbeitet. Ich kenne die überzeugtesten DIY-Indierock-Bands, die überhaupt nichts mit dem Produktionsprozess zu tun haben wollen, und gleichzeitig habe ich die allergrößten Popstars kennengelernt, die jedes kleine Detail mitbestimmen wollen. Bei uns ist es egal, mit wem wir zusammenarbeiten – ob das jetzt Chris Walla (*Death Cab for Cutie*, Anm. d. Red.) oder jemand wie Greg Kurstin ist. Wir haben die Kontrolle.

**Tegan:** Wir sind bossy bitches.

**Sara:** Sind wir das wirklich? Ich glaube, wir sind voller Energie und kreativer Ideen. Jedenfalls waren wir genauso involviert wie bei jeder anderen Platte.

*Das Interview führten Vanessa Gaigg und Lisa Grabner.*

## Zur Band

Die kanadische Band *Tegan and Sara* stieg spätestens mit ihrem vierten Album „So Jealous“ zur fixen Größe in der Indierock-Welt auf. Die Band wurde vor allem durch ihre zahlreichen selbstproduzierten Kurzfilme auf *YouTube* und exzessives Touren in Amerika, Australien und Europa bekannt. *Tegan and Sara* arbeiteten unter anderem mit *Against Me!*, *The Reason*, *David Guetta* und *DJ Tiesto* zusammen. Mit „Heartthrob“, ihrem siebten Studioalbum, vollzogen sie eine Wendung zum Dance-Pop und veröffentlichten damit ihr bisher erfolgreichstes Album.

# Zungenkrebs reimt sich auf Lungenkrebs

Wenn eine noch ziemlich junge und schon ziemlich bekannte Bloggerin ein Buch veröffentlicht, das eine Aneinanderreihung von Facebook- und Tagebucheinträgen ist, und es in diesem Buch noch dazu in erster Linie um Alkoholexzesse, Körperausscheidungen, Sex und das Subproletariat geht, um eine junge, angeblich weitestgehend erfolglose Version des Autorinnenichs, die im Gemeindebau lebt, sich selten die Beine rasiert und am Arbeitsplatz regelmäßig und manchmal laut furzt, dann will man das Buch ja am liebsten erst einmal gar nicht aufschlagen, weil man befürchtet, das könnte so eine weitere kokette Selbstinszenierung sein, in der jemand versucht, sein behauptetes Scheitern zu Minuten-Poesie zu verwursten. An Lieblings-Drogi Mifti von Helene Hegemann kommt ja eh niemand ran, und von Charlotte Roche hatte man schon vor dem ersten geschriebenen Satz genug. (Dass diese beiden grundverschiedenen Autorinnen hier nur aus sexistischer Bequemlichkeit in einem Satz erwähnt werden, weil sie irgendwie jung, irgendwie abgefickt und weiblich sind, muss hier natürlich auch erwähnt werden.)

**HERRLICH HIRNRISSIG.** Aber zum Glück legt man „Binge Living“, so der Titel des Debüts der dauerprekären Wiener Sauf-Bohémienne Stefanie Sargnagel, die bei Daniel Richter Malerei studiert, dann doch nicht zur Seite. Im Dezember 2008 geht es los, da schaut sich Sargnagel Kindheitsvideos an, isst dazu Fischstäbchen und weint in ihren Gute-Laune-Tee. Es wird schlimmer. „Ist das noch Kater oder schon Entzug?“, fragt Sargnagel die Netzgemeinschaft irgendwann im Sommer und raucht regelmäßig Tschick „bis ihr die Lungen bluten“. Außerdem fängt sie an, in einem Callcenter zu arbeiten, wo sie die „Weihnachtsfloskeln“ der AnruferInnen „auf schmerzhaft Weise“ daran erinnern, „ein Mensch zu sein und kein Roboter“. Daher auch der Untertitel „Callcenter-Monologe“, denn ein erheblicher Teil des Buches besteht aus Dialogen, die so herrlich hirnrissig sind, dass man sich nicht sicher ist, ob Sargnagel sie erdichtet hat oder ob es solche AnruferInnen tatsächlich gibt. Der eine bestellt schmatzend einen Schweinsbraten, die andere will „die Nummer von der Waschmaschine“ wissen und der nächste gleich seine eigene Verhaftung wegen Belästigung erwirken.

„Binge Living“, das kommt natürlich von „Binge Drinking“ und meint das Gesamtlebensäquivalent zum exzessiven, unlustvollen Jugendtrinken, das nicht originär auf das Koma hinarbeitet, dieses aber willig in Kauf nimmt, das jeglicher Ästhetik entbehrt und

## Die Dauerkunststudentin und Bloggerin Stefanie Sargnagel jobbt seit Jahren im Callcenter und kotzt sich darüber hochpoetisch auf Facebook aus.

hauptsächlich von sozial benachteiligten Jugendlichen in Großbritannien betrieben wird, mehr und mehr aber auch von JungakademikerInnen, die sich mit Mitte 20 fragen, ob die 30 Zigaretten und mindestens fünf Bier drei- bis viermal die Woche eigentlich noch in irgendeiner Weise normal sind. Stefanie Sargnagel sagt das an einer Stelle in Bezug auf ihre unaufgeräumte Wohnung so: „Ich glaube, ich habe die Schwelle ‚sympathisches Studentenchaos‘ nun überschritten und bin bei ‚ernstzunehmende pathologische Verwahrlosung‘ angelangt.“ Es sind solche Sätze und die Bereicherung durch hochrelevante Miniaturwahrheiten wie die Begriffsschöpfung „sexually transmitted depressions“ sowie bemerkenswerte und unbedingt erhellende Erkenntnisse wie die, dass sich Zungenkrebs auf Lungenkrebs reimt, für die man sich beim Lesen in die pöbelnde Saufnudel verliebt, die lieber zur Biker-Party will statt zur Vernissage.

Es ist ja so eine komische Frauenliteraturkritikerinnenfloskel, zu sagen, dass man sich eine Autorin nach der Lektüre ihres Buches als beste Freundin wünscht, aber nach etwa der Hälfte von „Binge Living“ verspürt man das dringende Bedürfnis, Stefanie Sargnagel zu googeln. Hat man es dann getan und sich davon überzeugt, dass man das Mädchen mit der roten Kappe, die Sargnagel auf allen digitalen Kanälen geschickt als Wiedererkennungsmotiv einsetzt, immer noch nicht doof findet, obwohl man das eigentlich gerne würde, weil sie viel zu gut schreiben kann, hat man doch zumindest Lust, sehr bald sehr viel mit ihr zu trinken. Oder sie könnte einem einmal pro Woche per E-Mail einen Witz zuschicken oder eine ihrer lakonischen, kunstvoll einfachen MS-Paint-Kraxelzeichnungen, die im Buch den existenziell vor sich hingammelnden KünstlerInnenalltag illustrieren. Dann ginge es einem sicher langfristig besser. Und wenn das nicht geht, würde man gerne aus Rache anfangen, die meist nur wenige Zeilen langen Statusmeldungen zu klauen und sie einfach auf Facebook als die eigenen auszugeben.

**ANGEKOTZTE DAUERIRONIE.** Das würde aber wohl leider nicht funktionieren, weil Sargnagels Sprache von ziemlich unverwechselbarer Eigenheit ist. Ihr Stil erzeugt den Sound verstörter Dauerbelustigung, als würde ein zugehörntes, sprachgewaltiges Kind durch eine Horrorfilmkulisse laufen. Manche der Einträge sind länger, es sind Miniaturreportagen auf 30 Zeilen. Sargnagel in Russland, Sargnagel in Albanien und Marokko: „Den Bettlern geben wir nichts, wir wollen sie nicht verziehen.“ Das sagt alles. Sargnagel schreibt regelmäßig für das notorische VICE-Magazin, aber sie ist eine der wenigen AutorInnen, welche die von VICE habitualisierte angekotzte Dauerironie auf so fein dosierte Weise beherrschen, dass sie zur sprachlichen Grundhaltung wird. Dadurch sind ihre teils absurd überspitzten und extrem spielerischen Beiträge nie peinlich privat. So authentisch das alles sein mag, beim Lesen jedenfalls wird die Callcenter-Jobberin zur sympathischen Kunstfigur.

Auch wenn „Binge Living“ eine Sammlung von Facebook-Einträgen ist, muss man diese in dem Moment, in dem sie in einem Buch versammelt sind, als den Versuch erzählender Literatur betrachten – als überaus gelungenen Versuch, dem man gerne das etwas bescheuerte Prädikat „Entwicklungsroman mit rhythmischer, fast lyrischer Komposition“ verleihen würde. Ob im Moment jedes einzelnen Postings intendiert oder nicht – Sargnagel erzählt eine wohlkomponierte Geschichte mit dramatischen Wendungen und Höhepunkten. Am Ende geht sie sogar einmal joggen. Natürlich ist „Binge Living“ irgendwie auch ein Generationenbuch und die schlunzige, teilsoziophobe Protagonistin in ihrer Callcenter-Prekarität irgendwie politisch – vor allem aber geht es um einen in Humor gewendeten Gesamtekel, der ziemlich allgemeingültig ist.

*Hannah Lühmann hat in Berlin Kulturjournalismus studiert und schreibt als freie Journalistin für die FAZ, ZEIT online und die Berliner Zeitung.*



*Stefanie Sargnagel, Binge Living: Callcenter-Monologe, Rde: 2013, 193 S., EUR 16,90.*

# Wien ist alles

**Thees Uhlmann schreibt gerne Songs über Städte. Diesmal war Wien dran. Im Interview verriet er uns, wie es dazu kam und welchen österreichischen Act er gerne mit Lady Gaga zusammen auf Tour schicken würde.**

An einem verregneten Abend haben wir den sympathischen Thees Uhlmann im Rahmen seines Konzerts in Wien getroffen. Wie das mit (Indie-) Rockern oft so ist, begann das Gespräch mit dem ehemaligen Tomte-Sänger beim Thema Bier: „Wieso gibt’s kein Ottakringer im Kühlschrank?“, fragt der leicht überdrehte Thees, der sich gut gelaunt dann aber gleich mit der Alternative in Dosenform anzu-freunden weiß. Im von Plakaten voll-gekleisterten, lauschigen Backstage-raum der Arena, erzählt Thees dann mehr über seine Wienaufenthalte und seinen Bezug zu Österreich.

**progress:** Hi Thees, dir wurden heute sicher schon ganz viele Fragen über dein Verhältnis zu Wien gestellt. Oder?

**Thees Uhlmann:** Eigentlich werde ich zu Wien gar nicht so viel gefragt. Ich würde gern öfter über Wien reden, das ist interessanter, als über meine Musik zu reden.

Du bist oft in Wien. Warum eigentlich? Zum Beispiel weil ich hier noch als Tourist durch die Gegend gehen kann. Es gibt zwei legendäre Stunden, die ich mit meiner Tochter im Museums-quartier lachend und rutschend auf den Plastikteilen verbracht habe. Ich bin hier auch gerne mit meinen Homies unterwegs, zum Beispiel mit David Schalko. Und natürlich ist es auch die Psyche der Stadt, die schön ist.

Wie ist die denn so? Hedonistisch und depressiv.

Auf deinem aktuellen Album gibt es auch einen Song über Wien: „Zerschmettert in Stücke, im Frieden der Nacht“. Er handelt vom Flakturm, wo heute das Haus des Meeres zu finden ist. Wie kam es dazu? Ich habe schon über Detroit, New York, Hamburg und Paris geschrieben. Es kommt mir einfach immer wieder in den Sinn, über Städte zu singen. Das hat für mich eine gewisse Tradition. Diesmal war Wien fällig, weil ich oft hier bin und ich in Wien wahnsinnig gute Freunde habe. Es ist eine gute Landschaft, über die man schreiben



Foto: Alexander Gotter

kann, vor allem weil sich Deutschland und Österreich in vielen Dingen ein bisschen ähnlich sind – und dann doch überhaupt nicht. Das mit den Flaktürmen ist mir eingefallen, weil auf dem Turm beim Haus des Meeres ja „Smashed into pieces in the still of the night“ geschrieben steht und das für mich einfach riesige Kunst ist. Es beschreibt die Macht des Krieges in wenigen Worten. Mir haben mittlerweile sogar einige Wiener geschrieben, dass sie schon tausendmal daran vorbeigegangen sind und ihnen der Spruch nie aufgefallen ist. Das ist eine Form von „Heimatblindheit“, die auch ich von mir und Hamburg kenne. Fremden fallen Dinge auf, an denen man selbst tagtäglich blind vorbeigeht. Das finde ich spannend.

Willst du mit dem Lied auch die österreichische Gesellschaft und ihre Mentalität kritisieren? Eine Zeile darin lautet nämlich: „Ich wäre so gerne ein Schaf, ein Schaf in deiner Herde, doch es gibt keinen Schäfer, der über uns wacht.“

Ich hab da schon ein bisschen in Geschichtsbüchern herumgekratzt, als ich den Song geschrieben habe. Ich bin dabei über einen Satz gestolpert, der lautet: „Wien ist nichts und der Kaiser ist alles.“ Das ist für mich ein total verrückter Satz. Er sagt ja, dass das kollektive Schicksal einer Stadt we-

niger wert ist als irgendein Mann mit weißer Perücke. Ich dachte mir, dass man das umdrehen muss, denn eine Gesellschaft ist immer mehr wert als ein Einzelschicksal. Aber grundsätzlich wollte ich damit nichts kritisieren. Ich möchte als Künstler gar nicht bewerten. Mir steht das auch nicht zu, finde ich. Wien ist eine geile Stadt, das ist eigentlich die einzige Message des Songs. Als Künstler habe ich kein Interesse an großen politischen Aussagen.

In deinen Songs finden sich immer wieder historische Referenzen und Jahreszahlen, so etwa auch in deiner aktuellen Single „Am 7. März“. Du interessierst dich sehr für Geschichte, oder?

Ja, schon. Aber es geht mir um etwas anderes. Mich interessiert, wie man auf Ideen und Erfindungen kommt, die die ganze Welt verändern. Das passiert einfach oft beiläufig mitten in der Nacht, wie zum Beispiel bei der Erfindung der Cornflakes.

Also ist das eher ein Stilmittel? Kann man so sagen.

Dein aktuelles Album klingt mit dem orchestralen Singer-Songwriter-Sound sehr zeitgemäß. Die Produktion erinnert ein bisschen an Caspers „Hinterland“. Welche Platten haben dich während des Aufnehmens inspiriert?

Kann ich nicht sagen, denn es spielt für meine Musik keine große Rolle, was ich höre. Wenn ich ein Album aufnehme, lese ich eher und suche nach guten Zitaten. Ich hab nur bei einem Song gesagt, dass ich ein ähnliches Keyboard wie bei einem *Materia*-Song haben möchte (*lacht und macht das Geräusch nach*). Tobias (Anm. d. Red.: Thees' Gitarrist) und ich haben in unserem Leben einfach schon so wahnsinnig viel Musik gehört. Wenn ich Musik schreibe, ist mein Hirn deswegen schon zu voll. Ich muss dafür nicht auch noch die neue *Daft Punk* hören. Klar, man saugt immer auch auf und klaut Elemente von anderen. Auf meiner Platte wird es etwa immer drei Sachen geben, die ich von *Kanye West* geklaut habe – ich bin einfach Kanye-Fan. Man hört manchmal etwas und fühlt sich inspiriert, etwas Ähnliches zu schreiben. Ich schätze Kanyes Offenheit und Melancholie sehr.

Auf deinem letzten Album gab es noch zwei Nummern mit Casper. Wieso gab's diesmal keine Features und bist du derzeit noch in andere Projekte involviert?

Ich wüsste jetzt gar nicht mit wem und wie und nein – manchmal träume ich davon. Sänger einer Punkband zu sein (*lacht*). Aber dafür bleibt neben meiner Tochter und meinem Solo-Projekt einfach keine Zeit.

Verfolgst du eigentlich die österreichische Musikszene?

Mein Homie Max Perner bringt jetzt bald eine *Garish*-Platte raus – da bin ich schon neugierig, was das wird, und zur Zeit finde ich auch *König Leopold* ziemlich spannend. Wenn *Lady Gaga* das sehen würde, was die machen, die würde die einfach mitnehmen und sagen: „Guys you're coming with me on tour.“ Das ist wahnsinnig cool, diese Einstellung, die die haben. So auf „Alter, wir wollen nicht nach Tokyo. Wir wollen auch nicht nach New York. Wir stehen im Wald und singen so, dass es keiner verstehen kann“. Das gefällt mir.

*Das Interview führte Simone Grössing.*

**MYTHEN DES SPARENS**

BEIGEWUM (Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen): *Mythen des Sparens. Antizyklische Alternativen zur Schuldenbremse.* VSA Verlag Hamburg, 2013. 144 Seiten. 12,20 Euro.

Vier Bände umfasst die „Mythen“-Reihe des Beirats für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM) mittlerweile. Auch in „Mythen des Sparens“, dem vierten Band, werden

gängige Darstellungen wirtschaftlicher Zusammenhänge widerlegt, die auf den ersten Blick einleuchtend wirken, einer konsequenten Betrachtung jedoch nicht standhalten.

Diesmal entzaubern die AutorInnen populäre Meinungen rund um das Thema „Sparen“, das im Lichte der anhaltenden Wirtschafts- und Finanzkrise omnipräsent ist. So sollen beispielsweise die Länder der EU über ihre Verhältnisse gelebt haben, was eine Staatsschuldenkrise verursacht habe. Einziger Ausweg: Ausgabenkürzungen! Doch europaweit sind die Schuldenquoten erst mit dem Ausbruch der Krise sprunghaft angestiegen. Und Sparen hilft nur aus der Sicht von Einzelnen, um die Verschuldung zu senken. Wenn alle gleichzeitig ihre Ausgaben einschränken, verringern sich auch die gesamten Einnahmen substantiell. Wirken Regierungen dem nicht entgegen, sondern springen auf den Spartrend auf, resultiert daraus eine Abwärtsspirale. Es sinken das BIP, die Steuereinnahmen sowie die Beschäftigungsrate. Gleichzeitig steigen die Ausgaben für soziale Sicherungsnetze. Die erwünschte Budgetkonsolidierung kann also ins Gegenteil umschlagen. Automatische Schuldenbremsen wie im EU-Fiskal-

pakt halten die AutorInnen daher für den falschen Ansatz, da sie den staatlichen Handlungsspielraum zu sehr einschränken.

Ebenso erteilen sie der Vorstellung eine Abfuhr, man könne wie Deutschland durch Niedriglöhne Exportüberschüsse generieren. Da irgendjemand die Waren schließlich auch importieren muss, kann das nicht für alle Länder gleichzeitig funktionieren. Sinkende Einkommen ruinieren aber die Nachfrage im Inland. Immer wieder weisen die AutorInnen auch auf das Problem sinkender Lohnquoten hin und betonen, dass die steigenden Kapitaleinkünfte und Vermögen stärker besteuert werden müssten – wegen der Verteilungseffekte und um das Sozialsystem zu sichern. Für die EU wäre das eine wirtschaftspolitische Kehrtwende.

Vor allem an Nicht-ÖkonomInnen gerichtet, bietet das Buch einen Überblick über aktuelle wirtschaftspolitische Debatten und ihre Irrwege. Dabei wird auch auf eine möglichst verständliche Sprache geachtet. Ein Glossar erklärt Fachbegriffe wie „Fazilität“, „Lohnmoderation“ oder „Keynesianismus“. Somit sind LeserInnen auch für allfällige Diskussionen mit VolkswirtInnen gewappnet. (FB)

**Zweimal hingehört**

**YASMO - KEIN PLATZ FÜR ZWEIFEL**

Schuhe und geht mit mir essen“). Mit „Die Gretchenfrage“ hat sie außerdem einen tollen Rundumschlag in Bezug auf das leidige Thema „Frau im Musikgeschäft“ geschrieben, der eventuell Interviewfragen in diese Richtung im Keim ersticken könnte.

**KATI:** *Yasmos* zweites Album ist sowas wie eine persönliche, aber auch politische Erklärung geworden: Der Titel- und erste Track „Kein Platz für Zweifel“ ist eine schöne Empowerment-Hymne à la *Bernadette La Hengst*. So motiviert geht es weiter mit Nachdenken über das Erwachsenwerden, Schlaflosigkeit, durchzechte Nächte, Frau-Sein in der Hip Hop-Szene bis hin zu Kapitalismus und ganz viel Wut über die aktuelle Migrationspolitik. Inhaltlich wird es also nicht langweilig, qualitativ sind die 15 Nummern aber sehr unterschiedlich. Während das erste Drittel des Albums nur so dahinfließt, sind die meisten anderen Nummern etwas holprig und nicht alle KooperationspartnerInnen sind eine Bereicherung. Schön ist der letzte Track, der sich in klassischer Poetry Slam-Manier ohne Musik und sehr persönlich mit Herkunft, Zugehörigkeit und Heimat auseinandersetzt.

**KATJA:** Die erst 23-jährige *Yasmo*, deren bürgerlicher Name Yasmin Hafedh lautet, legt ihr zweites Album vor. Dieses lässt tatsächlich keinen Platz für Zweifel, wenn es darum geht, was guten und frischen Rap (aus Österreich) ausmacht. Ihr zweites Standbein – der Poetry Slam – hilft dabei ungemein und wertet das Album nicht nur textlich auf. Ihr Rhythmusgefühl und die Vielfalt an verhandelten Themen sind eine tolle Abwechslung zum gängigen Hip Hop-Zirkus. Ein Gastauftritt ihres britischen Alter Egos *Miss Lead* darf auch nicht fehlen – die Imitation des Cockney-Englisch, abgeschaut von Mike „The Streets“ Skinner ist extrem witzig gemacht (Titel: „Miss Lead kauft mir neue

**LADY GAGA - ARTPOP**

„Füllmaterial“ fallen, auf das Album geschafft. Das liegt aber vor allem an der vergleichsweise seichten Produktion und nur selten an den Texten, die durchaus hörensenswert sind und Stoff für mehrere Dissertationen liefern.

**KATI:** Ich muss zugeben: Ich habe bisher noch nie ein Album von *Lady Gaga* von vorn bis hinten gehört. Meine Referenzen sind also Radiohits wie „Telephone“ und ein Remix von „Poker Face“, den ich eine Zeit lang gerne als Floorfiller aufgelegt habe. Das neueste von mittlerweile drei Alben ist einwandfreier, glatter und durchproduzierter Elektropop mit Technoelementen. Musikalisch ist das ganze keine Herausforderung, sondern schließt an den Sound der 90er an, der mit sexualisierten, aber subversiveren Texten aufgepeppt wird („you can't stop my voice, you don't own my life, but do what you want with my body“). Der 90er-Overkill ist auf jeden Fall der Track „Do What U Want“ mit *R. Kelly* – irgendwie furchtbar, irgendwie großartig. Eher großartig. So. Ich werde jetzt die beiden anderen Alben runterladen und mir ein „Little Monster“-T-Shirt kaufen.

**KATJA:** Die Religion der *Gaga* ist nicht auf ihrer Musik aufgebaut, sondern auf ihrem Wesen. Deshalb sollte man eigentlich nicht über ihre Alben sprechen. Die Erwartungen an dieses Album waren so groß, dass sie kaum erfüllt werden konnten. Nicht nur, weil sich *Lady Gaga* wie immer selbst übertreffen sollte und wollte, sondern vor allem wegen des Konzepts, hier Kunst und Pop miteinander zu einem hypermodernen Meisterwerk zu verbinden. Bei einigen Stücken ist dies auch geglückt. Der Opener „Aura“ und die Single „Applause“ haben tatsächlich das Potential, außergewöhnliche und zukunftsweisende Pophymnen zu werden. Leider haben es jedoch auch Songs, die eher in die Kategorie

*Katja Krüger und Kati Hellwagner studieren Gender Studies und Politikwissenschaften an der Uni Wien.*

# Verhärtete Fronten

**Die konfliktgeladene Debatte rund um das Verbot von Sexkauf ist in Österreich und Deutschland neu entflammt. Damit verbunden sind komplexe Fragestellungen zu Menschenrechten, Migrationspolitik und sozialer Sicherheit.  
Ein Kommentar von Brigitte Theißl.**

„Wir fordern: Prostitution abschaffen! Ändert endlich das Zuhälter-Gesetz“, ist auf der Titelseite der aktuellen *Emma* zu lesen. 90 prominente Persönlichkeiten, die ihren „Appell gegen Prostitution“ unterzeichnet haben – unter ihnen etwa Heiner Geißler, Senta Berger und Sarah Wiener –, hat Alice Schwarzer um sich geschart. Der Appell richtet sich an den Deutschen Bundestag, der 2001 ein Prostitutionsgesetz verabschiedete, das im europäischen Ländervergleich zu den liberalsten zählt. Zeitgleich zum Start der Kampagne veröffentlichte Schwarzer ihr neues Buch „Prostitution – Ein deutscher Skandal“. Wer zum *Emma*-Jahres-Abo greift, erhält als Geschenk das ebenfalls 2013 erschienene „Es reicht! Gegen Sexismus im Beruf“ – Schwarzer produziert am laufenden Band. Und was Deutschlands berühmteste Feministin sagt, hat Gewicht: Ihre Bestseller werden im *Spiegel* und in der *Bild* besprochen, sie ist Dauergast in TV-Talkshows. Feministische Themen, die kaum Eingang in Mainstream-Medien finden, erhalten erst mithilfe von Schwarzer Nachrichtenwert.

**SEXKAUFVERBOT.** Die in Österreich schon seit einigen Monaten heftig geführte Debatte rund um Prostitution – beziehungsweise Sexarbeit – hingegen wurde bisher vorrangig von feministischen und alternativen Medien abseits des „Malestreams“ aufgegriffen. Auslöser für das erneute Aufflammen der Diskussion war ein Petitionstext: Im April 2013 veröffentlichte der neu gegründete *Verein feministischer Diskurs* den „Wiener Appell“, der sich am schwedischen Gesetzesmodell orientiert und ein Verbot von Sexkauf fordert. In Schweden ist Sexkauf bereits seit 1999 verboten – unter Strafe gestellt ist dort also nicht das Anbieten der sexuellen Dienstleistung, sondern der Kauf derselben durch die Freier. Was für den *Verein feministischer Diskurs* und *Emma* als Vorzeigemodell gilt, wird von vielen Sexarbeiter\_innen-Verbänden und NGOs, die sich für die Betroffenen einsetzen, heftig kritisiert. Die feministische Migrantinnen-Organisation LEFÖ pocht etwa auf „eine klare Differenzierung zwischen Frauenhandel, Gewalt in jeglichem Sinn einerseits und (freiwilliger) Sexarbeit andererseits“ und kämpft für die Ausweitung der Rechte von Sexarbeiter\_innen in Österreich.

Rund 80 Prozent der Dienstleister\_innen, die in Bordellen, Privatwohnungen oder den wenigen erlaubten Zonen am Wiener Straßenstrich, unter zumeist schlechten Bedingungen arbeiten, sind Migrant\_innen. Schwarzer und andere Aktivist\_innen, die sich für ein Verbot der Prostitution stark machen, sehen Sexarbeiter\_innen vorrangig als Opfer von Menschenhandel, als Zwangsprostituierte, die von Zuhältern mit falschen Versprechungen von Ost- nach Westeuropa gelockt wurden. Wie es den zugewanderten Frauen, den wenigen Männern und Transpersonen, die in diesem Sektor arbeiten, tatsächlich geht, darüber gibt es aber – sowohl vonseiten staatlicher Behörden als auch von Wissenschaftler\_innen – nur wenig aussagekräftiges Datenmaterial. Sexarbeiter\_innen sind vielfach von rassistischer und sexistischer Diskriminierung (unter anderem durch Gesetze) betroffen und stehen als eine Art Gegenbild zur bürgerlich-sittsamen Frau im gesellschaftlichen Abseits.

Die Wiener Soziologin Helga Amesberger hat an einer internationalen Studie zu Prostitution mitgearbeitet und dafür mit einer großen Anzahl von Sexarbeiter\_innen gesprochen. Amesberger steht Verbots-Modellen äußerst kritisch gegenüber, wie sie unter anderem in einem Interview mit der Tageszeitung *Die Presse* erzählte. In Schweden etwa sei Prostitution nicht zurückgegangen oder Freier abgeschreckt worden, das Geschäft habe sich vielmehr in die Unsichtbarkeit verlagert. Damit habe sich der Druck auf Sexarbeiter\_innen erhöht.

**AUSBLENDUNGEN.** Auch wenn sich Sexarbeit als äußerst prekärer Sektor darstellt – der Mythos vom schnell und einfach verdienten Geld entstammt vorrangig Drehbüchern –, kritisieren viele Autor\_innen das Ausblenden ermächtigender Aspekte von (migrantischer) Sexarbeit: „Durch die Gleichsetzung von Sexarbeit und Frauenhandel werden Migrant\_innen generell als naive Opfer konstruiert und darüber hinaus häufig auf eine sehr sensationistische Art medial präsentiert. Dass die Migration in die Sexarbeit selbst eine Strategie sein kann, um sich zu wehren, sie eine Möglichkeit sein kann, den patriarchalen Strukturen im Herkunftsland zu entkommen

und ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen, wird somit völlig ausgeblendet“, schreiben etwa Gergana Mineva, Luzenir Caixeta und Melanie Hamen in der aktuellen Schwerpunkt-Ausgabe des Onlinemagazins *Migrazine.at*. Die Autorinnen richten ihren Fokus damit auf eine zentrale Perspektive – die ökonomische. Sexarbeit muss vor dem Hintergrund eines wachsenden informellen Dienstleistungssektors und der Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen analysiert werden. Es ist die alte feministische Forderung der eigenständigen Existenzsicherung von Frauen, die in Zeiten europäischer Krisenpolitik höchst aktuell ist. Es gilt jedoch auch, sich im Zuge einer berechtigten Abwehr paternalistischer Zuschreibungen nicht im neoliberalen Diskurs der Freiwilligkeit und Selbstbestimmung zu verstricken: Auch Sexarbeiter\_innen, die ihren Beruf freiwillig (also ohne Ausübung von Zwang durch andere Personen) gewählt haben, sind in gesellschaftliche Machtverhältnisse, sexistische und rassistische Gewaltstrukturen eingebettet.

Nicht nur in Österreich und Deutschland wird aktuell über Prostitution diskutiert – so wurde etwa auch in Frankreich ein Gesetzesentwurf zum Verbot von Sexkauf vorgelegt. Angesichts der 2014 anstehenden Wahl zum europäischen Parlament könnte sich die Debatte verschärfen. Diese ist derart vielschichtig, dass ihr eine Zuspitzung auf Legalisierung oder Verbot, auf Freiwilligkeit oder patriarchale Ausbeutung keinesfalls gerecht wird. Auch wenn es dringend Öffentlichkeit für feministische Fragestellungen braucht – die Stärke feministischer Wissensproduktion war immer schon die machtkritische Analyse, nicht die medienwirksame Kampagne.

*Brigitte Theißl ist Redakteurin des feministischen Monatsmagazins an.schläge, betreibt zusammen mit Betina Aumair den Verein Genderraum und bloggt unter [www.denkwerkstattblog.net](http://www.denkwerkstattblog.net).*

# EU ist, was du draus machst!

**APPLY NOW**

Von 13. bis 16. Februar 2014 findet in Wien die erste Model European Union Vienna (MEU) statt. Bei dieser viertägigen Konferenz in den Räumlichkeiten der FH Technikum in Wien simulieren 100 junge Menschen aus unterschiedlichsten Ländern unter Anleitung die Entscheidungsprozesse der Europäischen Union. Teilnehmen können Personen zwischen 18 und 30 Jahren. Eine Bewerbung ist möglich bis zum 20. Dezember. Nähere Informationen unter: <http://www.meu-vienna.at/>



**Model European Union  
Vienna 13.-16. Feb 2014**

mit freundlicher Unterstützung der:



facebook.com/bundesoe

[www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)



**Help  
line**

01/585 33 33

**Beratungszeiten:**

mo 15-18, mi 16-18, do 16-18

Österreichische HochschülerInnenschaft Bundesvertretung  
Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

Neues  
Zuhause

Traumjob

Praktikum

Mitfahrgelegenheit

# gesucht?

*Die neue Serviceplattform der ÖH*

[www.schwarzesbrett-oeh.ac.at](http://www.schwarzesbrett-oeh.ac.at)

Das Schwarze Brett der Österreichischen HochschülerInnenschaft bietet eine moderne Job-, Wohnen-, Mitfahr- und Praktikabörse. Sämtliche Services der Plattform können kostenlos genutzt werden!

Keine Provision, keine prekären Arbeitsverhältnisse sowie zahlreiche Informationen zu den Themen Arbeiten, Wohnen, Mobilität und Studieren!

**Schwarzes  
Brett** **ÖH**

[www.oeh.ac.at](http://www.oeh.ac.at)

